



Berlin, den 29. August 1903.

Die Große Theresé.

Zwölf Tage lang ist vor dem pariser Schwurgericht in Sachen wider Friedrich Humbert, seine Ehefrau Theresé, seine Schwäger Emil und Romain Daurignac verhandelt worden. Wir haben nicht viel davon gehört. Die Prozeßberichte waren zu kurz, die Feuilletons zu sehr von eitler Sucht gefärbt, sich allen an der Hauptverhandlung Mitwirkenden überlegen zu zeigen, als daß ein klares, vor nüchterner Nachprüfung bestehendes Urtheil möglich wäre. Das ist kein Nationalunglück; statt uns, nach der Art kleiner Hinterhäuser, über die Skandalgeschichten der Nachbarschaft zu ereifern, sollten wir von der eigenen Thür den gehäuften Unrath wegkehren. Ob Theresé Daurignac im Ehebett geboren oder ein „natürliches“ Kind ist, ob ihr Schwiegervater, der frühere Justizminister Humbert, ein Gauner war und ob der jetzige Justizminister, Herr Vallé, von dem Bucherer Cattani an einer goldenen Kette gehalten wird: das Alles braucht uns nicht zu bekümmern. Wir haben nur zu fragen, was wir aus der tausendmal beschnüffelten und beschwagten Geschichte lernen können. Der Thatbestand ist einfach; er schien nur kompliziert, weil die Taktik der Hauptangeklagten und ihres Vertheidigers ihn in dichte Schleier zu hüllen suchte. Zwanzig Jahre lang hat das Ehepaar Humbert mit seiner Tochter Eva und den Geschwistern der Frau, Emil, Romain, Marie Daurignac, auf größtem Fuße gelebt. Ihre jährlichen Ausgaben betrugen ungefähr vierhunderttausend Francs. Sie waren im Elysée willkommene Gäste, der Präsident der Republik kam mit seiner Frau zu ihnen, Minister, Generale, Künstler, Gelehrte, Parlamentarier, Würdenträger aller Grade drängten sich an ihren Tisch, und wo Tout-Paris Feste feierte, war Frau

Therese Humbert im dichtesten Haufen zu finden. Sie ließ die berühmtesten Weltchneidern, Worth, Baquin, Doucet, für sich arbeiten, trug die theuersten Pelze, kaufte Landgüter, Weinberge, umworbene Bilder, Bibelots, Poterien und galt als eine der reichsten Frauen der üppigen Lutetia. Dabei verbarg sie den Freunden nicht, daß sie oft in Geldverlegenheit war. So gehts Einem, wenn man allzu gewissenhaft ist. Ein Erbschaftprozeß um hundert Millionen. Die Prozeßgegner, zwei angelsächsische Brüder Cramford, sind echte Gentlemen, verkehren intim mit den Humberts und schlagen einen durchaus annehmbaren Vergleich vor. Aber sie verbinden damit Heirathpläne, für die Eva zu jung ist und gegen die Marias Mädchenempfinden sich lange sträubt. Schließlich mag man ja auch nichts geschenkt nehmen. Das Verständige und Anständige ist, dem Recht seinen Lauf zu lassen. Wenn das Tempo dieses Laufes nur nicht gar so langsam wäre! Seit Jahrzehnten schleppt die Sache sich durch die Gerichtsinstanzen und noch ist kein Ende abzusehen. Therese muß den Prozeß gewinnen, hat ihn eigentlich schon gewonnen. Der beste Beweis dafür ist, daß die hundert Millionen in ihrem Geldschrank liegen. Doch sie sind ihr noch nicht in letzter Instanz zugesprochen; und das Vermögen vorher anzugreifen, würde eine Dame von so strenger Rechtlichkeit Frevel dünken. Lieber entleiht sie einstweilen das zum Leben nöthige Geld. *Dantur opes nulli nunc nisi divitibus*, sagt Martial; und sein nunc reicht bis in unsere Tage. Warum soll man den Humberts nicht borgen? Das Geld ist da. Jeder kanns sehen: gute Staatsrentenbriefe ruhen in Thereses Eisenspind. Die ersten Anwälte Frankreichs vertreten die Prozeßparteien und bestätigen, daß die Sache für die Cramfords schlecht steht und im schlimmsten — kaum denkbaren Fall — der Familie Humbert ein fetter Vergleich sicher ist. Die beste Gesellschaft von Paris verkehrt bei den Leuten, ihr politischer und gesellschaftlicher Einfluß wirkt weithin, sie sind im größten Stil wohlthätig, haben, um dem kleinen Mann durchs schwere Leben zu helfen, die Rente Viagère, das von jeder Gewinnabsicht freie Leibrenteninstitut geschaffen und kein Verdacht wagt sich auf ihre reine Höhe. Auch war Friedrichs Vater Justizminister und als das Muster eines sauberen, der Pflicht getreuen Staatsdieners bekannt. Wer trotzdem noch zaudert, wird durch Thereses Reden gereizt, durch Thereses Binsangebote bezwungen. Die knickt und feilscht nicht erst lange: jeder Prozentsatz wird dem Darleiher bewilligt. Die Schuldscheine werden so ausgestellt, daß der Gläubiger noch auf seine Kosten kommt, selbst wenn er einen Theil des vorgestreckten Geldes in den Rauchfang schreiben muß. Kleine und große Bucherer langen nach

der profitlichen Ehre, mit Madame Humbert Geschäfte machen zu dürfen. So werden in zwei Jahrzehnten nach und nach ungefähr fünfzig Millionen zusammengeborgt; bringt Einer auf Rückzahlung des Geliehenen, dann ist schnell immer ein Anderer bereit, das Loch zu stopfen. Die Entscheidung, der Triumph der guten Sache naht ja. Die Cramfords sind schon recht müd; und wenn Marielchen, das gute Kind, sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, die Frau des Kammerpräsidenten Deschanel zu werden, der sie allerdings auch zärtlich umwirbt . . . Spät erst erwacht das Mißtrauen. Herr Waldeck-Roussseau, damals noch der Kempner von Paris, der juristische Berather der stärksten Kapitalisten, nennt die Sache Cramford contra Humbert in einem Plaidoyer den größten Schwindel des Jahrhunderts. Der geistreiche Antifemist Drumont eröffnet in seiner *Libre Parole* einen Feldzug gegen Theresie und ihre Sippchaft. Und endlich setzt der levantinische Wucherer Cattani, den der jetzige Justizminister Vallé vertritt, einen Gerichtsbeschluß durch, wonach der Geldschrank von Amtes wegen zu öffnen und der Inhalt zu prüfen ist. Der Schrank ist leer. Sämmtliche Humberts und Daurignacs sind am Abend vor der Ausführung des Gerichtsbeschlusses entflohen. Nach Monaten werden sie in Madrid gefaßt und ins pariser Untersuchungsgefängniß eingeliefert. Während der langwierigen Voruntersuchung schweigt Theresie, die längst als der allein leitende Kopf, der Kenner vor den Nullen erkannt ist, hartnäckig und erwidert auf alle Fragen des Richters nur, erst vor den Geschworenen werde sie sprechen. Dann aber so ausführlich und rückhaltlos offen, daß die Schaar ihrer Feinde vernichtet sein und sie, unter dem Jubel der Menge, als Siegerin aus dem Schwurgerichtssaal schreiten werde. Die Hauptverhandlung beginnt. Von allen Gläubigern hat nur einer, Cattani, sich dem Verfahren der Staatsanwaltschaft angeschlossen; die anderen — kein Wucherer hat gern mit den Gerichten zu thun — erklären im Verhör, daß sie keine Ansprüche an Frau Humbert haben, und einzelne geben ihr sogar Ehrenatteste. Auch die Leibrentner zeigen sich befriedigt und Theresie kann triumphirend fragen, wem sie, außer einem abgefeimten Hallunken, denn eigentlich klagbaren Schaden zugefügt habe. Sie ist sehr redselig, stellt sich, wie eine Henne vor die bedrohten Küchlein, als Schützerin vor die drei Jammermänner, nimmt alle Verantwortlichkeit auf sich, giebt sich, je nach dem Bedürfniß der Stunde, sentimental oder passig, beschuldigt den Vorsitzenden schnöder Parteilichkeit, schmeichelt den Geschworenen, leugnet, entstellt, verdreht Alles, auch das unzweideutig Bewiesene, biegt allen heißen Fragen gewandt aus, sucht unangenehme Aussagen mit Wortschwällen wegzuz.

schwemmen und verkündet immer wieder, hundertmal mit der selben Emphase: wenn der letzte Zeuge vernommen, das letzte Plaidoyer beendet sei, werde sie Alles sagen. Wo die Crawfords, wo die Millionen sind. Je dirai tout. Et tout sera payé. Dann werde man staunen. Ein Familiengeheimniß. Auch ihr geliebter Friedrich ahne nichts. Aber die Freisprechung sei sicher wie das Amen in der Kirche . . . Als es so weit ist, vernehmen die athemlos Aufhorchenden ein wirres Gefasel. Kindische Phrasen über das den allerehrlichsten Menschen Frankreichs angethane Unrecht. Ein endloses Geströhn über das Weh einer der Pflicht stets treuen Frau, die durch niederträchtige Bettelungen um ihre Habe gebracht und in den Straßenthof geschleift worden sei. Und schließlich, nach langem Zögern, der bluff: Crawford heiße Régnier und sei der Vetter des in der französischen Legendengeschichte berühmten Schusters, der, in Bismarcks Auftrag, Bazaine in Metz zum Verrath lockte. Und weil die hundert Millionen aus so schmutziger Quelle kamen, habe sie, die zuverlässigste Patriotin, geschwiegen, geleugnet, die Thatfachen anders dargestellt, als sie sind. Maintenant je dirai tout. Et tout sera payé. Wo die hundert Millionen sind? Crawford-Régnier wird sie schon bringen. Ein sinnloses Märchen. Eine von den Geschichten, die der Franzose *contes à dormir debout* nennt. Starr sehen Richter, Geschworene, Zuschauer einander an. Das ist die große, lange verheißene Enthüllung? Ein Richter geht durch die Reihen. Doch Therese ist nicht zu beirren. „Sie werden uns freisprechen. Sie müssen. Ich werde heute nachts bei meiner Schwiegermutter schlafen. Die Qual ist beendet. Schnell, meine Herren Geschworenen! Wir haben volles Vertrauen zu Ihnen, denn Sie sind unabhängige und gewissenhafte Bürger. Schütteln Sie das Gewicht der ungeheuren Verantwortlichkeit ab, das seit zwölf Tagen auf Ihrem Herzen lastet!“ Schluß der Debatte. Zweihundertachtundfünfzig Schuldfragen werden verlesen. Die Jury zieht sich ins Verathungszimmer zurück. Nach sieben Stunden verkündet der Schwurgerichtspräsident: Fünf Jahre Zuchthaus für das Ehepaar Friedrich und Therese Humbert, zwei und drei Jahre Gefängniß für Emil und Romain Daurignac.

So ungefähr sieht das Skelett der Sache aus. Ungefähr; ich habe die Verhandlungstenogramme im Journal mit heißem Bemühen gelesen, trotz dieser unersprißlichen Arbeit Manches aber vielleicht nicht ganz genau wiedergegeben. Unerwähnt blieb, zum Beispiel, daß Friedrich Humbert Abgeordneter war und im Palais-Bourbon, wie überall, den träumerischen Künstler, das weltfremde Kindergemüth mimte und daß der entscheidende Gerichtsbeschuß und die Flucht der ehrenwerthen Familie Folgen der Ra-

nonade waren, die Herr Waldeck-Rousseau in der Zeitung *Le Matin* gegen sie beginnen ließ. Hundert allerliebste Einzelheiten; deutsche Leser würden schon mit heiterem Staunen vernehmen, welche Summen Mama Theres jährlich für Hüte ausgab. Die lange genährte Hoffnung auf eine politische Sensation wurde getäuscht. Staatsanwaltschaft und Vertheidigung hatten sich von vorn herein geeinigt, das Aktenbündel nicht aufzuschnüren, das die Bettelbriefe und Dankschreiben bekannter Politiker enthielt; und da auch die Geschworenen sich nicht neugierig zeigten, erfuhr man nichts von der schmierigen Schachermachei, die Jahrzehnte hindurch Klemter, Pfünden, Titel, Bändchen und Palmenabzeichen vergab. Kein Mensch kümmerte sich diesmal um den dossier secret, dessen Entsiegelung anno Dreyfus so stürmisch begehrt worden war (natürlich: damals sollte der Große Generalstab, jetzt konnte die regierende Bourgeoisie bloßgestellt werden). Und doch stand an der Barre der selbe Vertheidiger, der in den Fällen Zola und Dreyfus so wundervoll gegen Geheimnißkrämerei und Vertuschung gewettert hatte: Herr Fernand Gustave Gaston Labori. Herr Henri Robert, der berühmteste Kriminalanwalt von Paris, hatte, als er die Akten kannte, das Mandat zurückgegeben; mit dieser Sache und dieser Hauptklientin schien ihm nichts zu machen. Herrn Labori plagte kein Skrupel; er, der in Deutschland mindestens acht Tage lang der populärste Mann gewesen war, in der Heimath aber alle einträgliche Praxis verloren hatte, brauchte einen Riesenprozeß, der seinen verwehten Namen säubern und wieder in der Leute Mund bringen konnte. Ist Dir, lieber Leser, nicht aufgefallen, wie kühl in der Presse der Mann nun behandelt ward, den Du vor vier Jahren als das größte forensische Genie rühmen hörtest? Das Räthsel ist leicht gelöst: Labori hat sich mit den Häusern Reinach und Dreyfus verzanft, in seiner Grande Revue unbequeme Coulißengeheimnisse ausgeplaudert, Herrn Alfred Dreyfus vorgeworfen, daß er sich, statt für sein Recht zu kämpfen, begnadigen ließ, — kein Grund also mehr, für einen so unzuverlässigen Herrn sich heute noch zu erhitzen. Der Advokat aber hat sich nicht verändert. Ein starkes Temperament, volksthümliche, von einer klingenden Stimme unterstützte Beredsamkeit, schlauste Berechnung aller der Rabulistenkunst erreichbaren Wirkungen und eine cränerie, die Handel mit dem Gerichtshof sucht, nicht meidet. Ein großes Talent kleinen Stiles; und als Vertheidiger für den Angeklagten eine Lebensgefahr. In Versailles redete er Zola ins Verderben. In Rennes flehte die Familie Dreyfus ihn an, zu Gunsten seines Klienten auf das Plaidoyer zu verzichten. Als Anwalt der Humberts hatte er eine unbegreiflich thörichte Taktik gewählt. Die Jury, sagte er, müsse freisprechen, weil nicht unzweideutig

bewiesen sei, daß die Cramfords mit ihren Millionen nicht doch irgendwo leben. Ein tollkühner Witz, mit dem selbst das Gewissen wohlwollender Laienrichter nicht zu tödern war. Und schließlich half er Frau Humbert gar noch bei ihrer bligbunnen Enthüllung, bereitete den Fehlschlag mit Siegermiene rhetorisch vor und stellte sich, als ob er fest an die läppische Mär glaube. Dazu hätten Berryer, Vachaud und die anderen großen französischen Parreauredner sich nicht hergegeben. Den geächteten dreyfusard aber mochte gerade dieser Schluß-effekt reizen. Bazaine, Régnier, in doppelter Gestalt also der gallische Phantastie unentbehrliche traktre, im Hintergrund Bismarck als Versucher und Satanas: da kann der Patriot sich im Bengallicht zeigen. „Der Name, den Sie hören werden, weckt in jedem Franzosenherzen wehes Erinnern und heiße Empörung. Das furchtbare Geheimniß, das meine Klientin Ihnen entschleiern will, wiegt eben so schwer wie die ganze Anklage. Die Cramfords leben. Die hundert Millionen sind vorhanden.“ Die Klientin aber kam über dunkle Andeutungen nicht hinaus; wahrscheinlich wollte es der Vertheidiger so. Waren die Millionen der Sündenfold für den meyer Verrath? Ist Theresese, deren Heimathpapiere nicht in Ordnung sind, Régniers Tochter, ein „Kind der Liebe“, und ersand sie den Cramford-Roman nur, weil sie sich schämte, Leben und Vermögen einem Landesverräther zu danken? So rührende Zweifel sollte die Jury ins Berathungszimmer mitnehmen... Der Obmann der Geschworenen hat einem Interviewer gebeichtet, dieser letzte Streich habe dem Faß den Boden ausgeschlagen. Das Gefabel war allzu dumm. Friedrich und Theresese wurden der Fälschung und des Betruges schuldig gesprochen.

Kláglicher konnte eine Sache nicht enden, die durch die Großartigkeit des Schwindels selbst redlichen Leuten imponirt hatte. Das Gerüst der Tragikomoedie ist aus alten Brettern zusammengefügt. Und wer den Stoff auf die Bühne bringen will, sollte vorher die Volpone von Ben Jonson, den Turcaret von Le Sage, Balzac's Mercadet, Becques „Naben“ und Zolas Héritiers Rabourdin durchstudiren. Neu ist nur der Umfang des Betruges. Der junge Schiller ließ seinen Fiesko rufen: „Der Betrüger adelt der Preis. Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren; es ist frech, eine Million zu veruntreuen; aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“ So dachten auch die Pariser, da sie Frau Humbert mit dem Ehrennamen der Grande Thérèse schmückten. Auf blauen Dunst fünfzig Millionen zusammenzupumpen, ohne einen Heller eigenen Vermögens den asinus aureus für sich arbeiten zu lassen, mit Buchergeld politische Macht zu erwerben, Minister, Abgeordnete, die Häup-

ter der Gelehrtenrepublik am Fädchen zu lenken: Das dünkte sie groß. Den Betrüger adelt der Preis. Und statt eines starken Schlußakkordes nun das Veierkastenlied vom Patriotenschmerz und von Judas, dem argen Verräther, und seinen durch Zins und Zinseszins gemehrten Silberlingen. Statt eines wuchtig niederfaulenden Streiches das Gestammel einer Duzendhochstaplerin. Die Große Theresie ist uninteressant geworden, wie irgend ein raseur, dessen undämbbarer Redestrom empfindliche Leute aus seiner Nähe scheucht.

. . . Doch — zu spät fällt mirs ein — hier sollte ja nur gefragt werden, was wir aus der Geschichte lernen können. Nicht viel Neues für unsere Erkenntniß des Menschen als politischen Thieres. Seit Apulejus die Metamorphosen schrieb, hat das Wesen des aufrichten Vierfüßers sich wenig geändert; auch der in einen Esel verwandelte Held des Numiders fand Gauner als thronende Herrscher, Böcke als Gärtner, Schafe als Staatsschützer, am Altar geile Affen, auf dem Richtersthügel glühendes Rindvieh. Und unter den Dächern, die der Sinkende Teufel abdeckte, sah es nicht wesentlich anders aus als in den Stuben der Humberts und Daurignacs. Der alte Adam hat sich nicht so völlig gewandelt, wie unsere Wissenschaftstücker vor der Homunkelphiole wähnen, ohne des weisen Wortes zu achten, das ein abgesetzter Gott den goethischen Teufel gelehrt haben könnte: „Wer lange lebt, hat viel erfahren; nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn.“ Der Herkunfts gleichenden Besitzes und fühlbarer Macht wurde nie ängstlich nachgefragt; stets schwieg die Moral, wenn Gewinn gier in Brünsten schrie; und das wichtigste aller Sittengesetze heißt, seit den Tagen des listenreichen Odysseus: Laß Dich niemals auf Schmugglerpfaden ertappen! Neu war nur die Größe der erschwindelten Summe (aber mußte man nach Bontoux, Vessèys, Herz, Arton das Handwerk nicht ins Große treiben, um Kunden zu fangen?), neu besonders die Technik des Betruges. Ein Jahrzehnte lang mit Aufbietung höchsten Juristenscharffsinnes geführter Civilprozeß, der an Gebühren und Sporteln mehr als eine Million verschlingt, alle Gerichtsinstanzen beschäftigt und in dem Alles erfunden ist: das Objekt und die Gegenpartei. Das, hat man uns oft erzählt, wäre in Deutschland nicht möglich; deutsche Richter und Anwälte hätten die Crawfords mit den hundert Millionen zu sehen verlangt und den Schwindelversuch schnell durchschaut. Wirklich? Auch in unserem Civilprozeß erscheinen die Parteien nicht persönlich vor der Kammer; ein richtig ausgefülltes Vollmachtsformular berechtigt zur Vertretung; und mit der Laterne mag man den Anwalt suchen, der, wenn er hunderttausend Mark Vorstoß bekommen hat, an der Leibhaftigkeit eines so solventen Wesens zweifelt. Solcher

Klient lebt, weil er zahlt. Rechtslehrer sollten ihren Seminaristen die Aufgabe stellen: Wäre der Prozeß Humbert c/a Cramford im Bereich des Bürgerlichen Gesetzbuches möglich? Die Antworten könnten unserer Civilprozeßordnung eben so großen Nutzen bringen wie Dostojewskijs Verbrecherroman einst der russischen Strafrechtspflege. Statt uns wieder einmal in der Herrlichkeit deutscher Zustände zu sonnen, sollten wir unsere Richter dringend bitten, sich ein Beispiel an der Behandlung zu nehmen, der in Paris Angeklagte und Vertheidiger sich freuen durften. Kein barsches Wort, kein Bemühen, dem Angeklagten die Pein seiner Lage zu schärfen; joviale Milde, an den heikelsten Stellen leise Ironie und immer eine nicht zu erschöpfende Geduld. Damit sie sich so sicher und frei fühle wie früher, durfte Therese auf der Sünderbank Spizenschleier und weiße Handschuhe tragen. Sie wurden nicht eingeschüchtert, nie angefahren, wenn sie nervös aufstreifte; sogar derbe Grobheiten nahm der Vorsitzende mit lächelnder Ruhe hin, weil er sich sagte: Hier kämpft mit übermächtigen Menschen ein entwaffnetes, im Kerker zermorcktes Geschöpf um sein Wischen Leben und solcher Kampf heischt stets ehrfürchtiges Mitleid, — mag der Kämpfer auch zur Ausschußwaare der Schöpfung gehören. Man muß vor berliner Richtern gestanden, muß die niederziehende Schmach einer Lage empfunden haben, in der jedes leidenschaftliche, jedes den groben Ankläger mit den guten Waffen stolzer Satire befehdenbe Wort wie die Frechheit eines Strolches geahndet wird, um den Werth so humaner Behandlungsform schätzen zu können. Auch wer nicht einer ehrlosen Handlung bezichtigt ist, kann sich bei uns nicht frei seiner Haut wehren. Jedes Zufallswordtchen erzürnt die Richter, jagt den Procurator von seinem Stuhl, trägt dem Angeschuldigten am Ende gar eine Ordnungstrafe ein. Nicht wie ein Gebildeter zu Gebildeten darf er reden, komisches Mißverständniß nicht witzig lösen; die Wimper darf ihm nicht zucken, wenn er von einer dicken Null in der Sammetstreifenrobe, ein Wehrloser, wie ein Spizbube gescholten, wie ein lästiger Landstreicher beschimpft wird. Dann schweigt der Vertheidiger; der Ankläger nimmt ja nur seine berechtigten Interessen wahr, spricht, wie des Landes der Brauch ist, und ein Protest des Anwaltes könnte die Stimmung des Gerichtshofes verderben; man macht sich also grün, um nicht von den Ziegen gefressen zu werden. Dabei sinnt Niemand Böses: so war es immer; und wer als Gentleman behandelt werden will, soll sich vor Anklagen hüten. Doch Niemand bedenkt auch, wie furchtbar der Mensch, der da im Käfig hockt, vielleicht schon während des aufreibenden Vorverfahrens gelitten hat, wie das Bewußtsein, hier als ein Wesen zweiter Klasse zu gelten, seine Vertheidigung lähmt; daß er erregbarer und

erregter ist als seine Richter, die in ihm den zweiundzwanzigsten Fall ihres Wochenpensums sehen; daß er, fast schon verzweifeln, um Freiheit und Lebenslust ringt; und daß Menschenwürde zur Schonung des Unbewehrten verpflichtet . . . Die Moabiter könnten aus der pariser Prozedur Manches lernen.

Einen Mangel aber hatte diese Prozedur; einen, der nur ungerügt bleiben konnte, weil er die Möglichkeit zu Laboris billigem Patriotentrumpf schuf: kein ärztlicher Sachverständiger wurde vernommen. Ist die Frage nach Thereses strafrechtlicher Zurechnungsfähigkeit gar nicht aufgetaucht? Sie hat zwanzig Jahre lang eine Rolle gespielt, die nur eine annähernd genialische Intelligenz ausfüllen konnte, und an den letzten Tagen der Hauptverhandlung dann wie ein dummes Waschweib geschwaht. Die albernsten Lügen; ein kindisches, ganz unnöthiges Ableugnen klar bewiesener Thatfachen. Vielleicht saß Misogynie zu Gericht; vielleicht dachten Juristen und Laien: So sind alle Weibsen. Sie könnten sich auf Schopenhauer berufen, der gesagt hat: „Die Natur hat dem Weibe nur ein Mittel gegeben, sich zu verteidigen und zu schützen: die Verstellung; es ist für eine Frau so selbstverständlich, zu lügen, wie für ein Thier, sich seiner natürlichen Waffen zu bedienen.“ Lombroso, der in Frankreich jetzt mehr Anhänger hat als bei uns, citirt in seinem schwächsten Buch — „Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte“ — noch stärkere Aussprüche: der Weiberverachtung. Das Gesetzbuch des Manns entzieht dem Frauenzeugniß jede Beweiskraft. In Birma dürfen Frauen nur auf der Schwelle des Gerichtssaales ihre Zeugenaussage machen, die denn auch nicht für vollgenommen wird. „In vielen Sprachen hängt das Wort ‚Eid‘ und ‚Zeugniß‘ (*ἑρκος*, *testis*) mit dem zusammen, das die Hoden des Mannes bezeichnet“; danach wäre also nur der Zeuger zeugnißfähig. Im Türkenreich gilt eines Mannes Rede gleich der zweier Weiber. Zola: „Frauen sind nicht im Stande, präzise auszusagen; sie belügen Jeden: den Richter, den Geliebten, die Zofe, — sich selbst.“ Als Eidgenossen werden noch Seneca, Molière, Balzac, Flaubert, Stendhal angeführt. Auch hartnäckiges Zeugnen soll bei Weibern viel öfter als bei Männern vorkommen; so habe eine des Giftmordes Angeklagte steif und fest behauptet, die schädliche Wirkung des Arsens sei ihr unbekannt gewesen. Man denke . . . Mit so kirchenväterlicher Asiatenweisheit ist im Kulturkreis des Westens nichts anzufangen; und im Vande der galanten Gallier ist selbst den verstaubtesten Altenwälzern solches Vorurtheil nicht zuzutrauen. Warum aber hat man die Humbert nicht untersucht und beobachtet? Nicht Vignys schwaches, zwölfmal im Jahr unreines Kind war, mit seinen spezifischen Weibeigen-

schaften, zu erforschen: den besonderen, vielfach determinirten Menschen, der da tobte und greinte, fluchte und säufelte, mußte ein Sachverständiger, einer aus der Schule Bernheims oder Sullys, bis in des Wesens Kern prüfen.

Wann oost ram gefkhañ wüßte Sashon vaooti um fethen xedonerfrumpq.

Ich mußte, während das Auge sich durch die Riefenpalten der Stenogramme quälte, immer wieder an ein kleines Buch denken, das ich vor zwei Jahren gelesen hatte. Es heißt: „Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler; eine Untersuchung des allmählichen Ueberganges eines normalen psychologischen Vorganges in ein pathologisches Symptom“; der Verfasser ist Herr Dr. Anton Delbrück, Forels früherer Assistent und selbständigster Schüler. Ein Anfänger erst; doch einer, der weit in dunkle Provinzen der Psyche hineinleuchtet. Auf der dritten Seite schon stehen Sätze, die im Katechismus keines Kriminalisten fehlen dürften: „Daß es zwischen der vollständig normalen Geistesbeschaffenheit und geistiger Krankheit überall keine scharfen Grenzen giebt, ist eine Thatsache, die zwar oft hervorgehoben, jedoch durchaus noch nicht allgemein anerkannt ist. Und doch ist die richtige Beurtheilung gerade dieser Zustände praktisch, namentlich in forensischer Beziehung, von der allergrößten Wichtigkeit.“ Aus dieser Betrachtung ergiebt sich die Nothwendigkeit, den Begriff verminderter Zurechnungsfähigkeit in die Rechtspraxis einzuführen. Doch ich will nicht mit erborgter Wissenschaft prunken, die Laien-irrtum vielleicht um den stärksten Theil ihrer Wirkung brächte, sondern einfach berichten, was ich in dem schmalen Buch gefunden habe. Zunächst einen „Fall“ aus der schweizerischen Irrenheilanstalt Burghölzli. Ein Dienstmädchen. In Oesterreich geboren. Findelkind; nach anderer Angabe die Tochter armer Winzer. Ein Geistlicher empfiehlt die knapp Zwanzigjährige einem Grafen als Kindermädchen. Sie liest Romane, vernachlässigt die ihrer Obhut anvertrauten Kleinen und erzählt Jedem, ders hören will, sie sei Prinzessin von Spanien und werde nächstens einen Palast und ein großes Vermögen erben. Gewöhnliche Aufschneiderei? Doch nicht. Sie wird nach einem Starrkrampf ins Spital geschafft und als bleichsüchtig und hysterisch erkannt. Aus dem Krankenhaus kommt sie in die Schulschwesteranstalt. Der Graf entläßt sie aus dem Dienst, weil sie unbrauchbar ist und das Blaue vom Himmel lügt. Als sie von Spanien genug hat, redet sie einem ihr befreundeten Hausmädchen vor, sie sei die außereheliche Tochter des Königs von Rumänien und ihr Onkel der Cardinal-Primas von Ungarn. Dieser Kirchenfürst schreibt an die Freundin seiner Nichte oft Briefe; Briefe mit groben grammatikalischen Fehlern zwar: aber ein ungarischer Cardinal braucht doch nicht

gutes Deutsch zu schreiben. Die Briefe kommen nie mit der Post vom Magyaren-globus; die Richte selbst bringt sie der Freundin: sonst könnte einer unterschlagen werden und den Aufenthalt der gehassten Thronprätendentin verrathen. Deshalb schickt sie der Kardinal durch Boten, die mit ihrem Leben für die richtige Bestellung haften. Forel und Delbrück haben die Briefe gelesen. Viel pastoraler Schwulst, geringe Schulbildung. Die Schrift von Frauenhand, aber nicht von der des Kinder Mädchens. Nach einigem Zögern leiht die Freundin der Pseudoprinzessin eine für ihre Verhältnisse beträchtliche Summe. Als sie sich dann wie er unglaublich zeigt, wird sie mit Dolch und Revolver bedroht und muß auf das von zwei Kerzen beleuchtete Kreuzifix schwören, nie zu verrathen, daß die Richte des Kardinals ihr Geld schulde. Die Suggestivkraft der Kranken ist so groß, daß ein Arzt, zu dem sie ins Haus kommt, all ihre Märchen, Krafft-Ebing später noch einzelne glaubt. Neue Wahngestalten folgen; aber auch neue Abenteuer. Ein ungarischer Grundbesitzer nimmt die Darbende auf; auch er hält sie für eine Königs-tochter. Um nicht entdeckt zu werden, trägt sie Männerkleider, manchmal die Uniform eines Jägeroffiziers, und trinkt und raucht wie ein im Kasino Erwachsener. Mit dem Dienstbuch eines Knechtes flieht sie in Dienerlivree nach der Schweiz, giebt sich dort zuerst für einen armen Studenten, später für einen reichen Erben aus, entlockt einem Pfarrer neunhundert Franken, wird verhaftet, als Weib refognoszirt, zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt, nach Burghölzli gebracht, dann an Oesterreich ausgeliefert und von Krafft-Ebing in Graz untersucht. Seine Diagnose lautet: „Typischer Fall von originärer Paranoia.“ In Burghölzli hatten Forel und Delbrück, neben konträrer Sexualempfindung, festgestellt: „überschwängliche, das klare Denken störende Phantasie, als Folge davon instinktiver Hang zu Lüge und Täuschung.“ Sie war unerschöpflich im Erfinden wüster Wundergeschichten; dabei überall beliebt und im Besitz einer besonders von Frauen kaum abzuwehrenden Gewalt über den Menschenwillen. Vor Gericht, als ihr hundert Schwindelsleien nachgewiesen sind, nennt sie sich das Opfer schändlichen Truges, verwahrt sich gegen die Annahme einer Psychose und jammert, daß man ihr, die stets im besten Glauben gehandelt habe, jetzt die Ehre rauben wolle ... Paranoia oder strafbarer Betrug? Dr. Delbrück antwortet: Ein Grenzfall; das Wahnsystem knüpft sich an einen bewußt ausgeführten Betrug und aus dem ersten wirren Gesträhn wird, weil dem Phantasieleben alle Hemmungen fehlen, schnell pathologische Lügen sucht. Der Arzt schildert auch leichtere Fälle, Menschen mit normaler vita sexualis, die dennoch zu psychisch abnormen Schwindlern werden, erinnert an die „retroaktiven Halluzinationen“, die

Gottfried Keller, nach eigener Knabenerfahrung, seinen Grünen Heinrich erliden ließ, und an das Wort, das Goethe über seinen Jugendhang zum Renommiren und Fabuliren sprach: „Wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, die Lustgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderischen Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben. Betrachtet man diesen Trieb (erfundene Märchen als Erlebnisse zu erzählen) recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem Jeden fordert, er solle Dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte.“ Das gut äquilibrirte Gehirn, sagt Delbrück, scheidet hier den Dichter vom „abnormen Schwindler“. Von schwerer Allgemeinerkrankung bis zu verminderter Zurechnungsfähigkeit und hypertrophischer, alle anderen Hirnfunktionen überwachender Phantasie geleitet der Psychiater und schlägt schließlich vor, die Fälle, wo Fälschung des Erinnerns sich bewußter Lüge mischt, unter dem das wichtigste Symptom klar bezeichnenden Kennwort *pseudologia phantastica* zusammenzufassen.

In diese morbide Reihe gehört Frau Therese Humbert. Alle Symptome, die Forel und Delbrück aufzählen, sind an ihr sichtbar. Sie müßte ein Genie sein, wenn sie bewußten Sinnes zwei Jahrzehnte lang das Lügengeknäuel auf- und abgewickelt hätte, und eine unheilbare Paranoika, wenn sie wirklich dem Wahn verfallen wäre, ihre Schwurgerichtstädtik könne zur Freisprechung führen. Eine Schwerkranke wäre hundertmal aus der Rolle gefallen; eine Normalschwindlerin hätte pariser Geschworenen nicht täglich zugemuthet, die Humberts und Daurignacs für die ehrlichsten Leute Frankreichs zu halten. Staunend lauschten Hunderttausende dem wirren, sinnlosen Gedröhn und fragten, fast ärgerlich, dann: Das ist die Große Therese, die den geriebensten Wucherrn fünfzig Millionen abgeloct hat?... Sie war nie groß, war, mit all der jugendlichen Gewalt, die man so oft an Hysterischen sieht, ein kränkliches Hirn, das Wahrheit und Lüge kaum noch zu unterscheiden vermochte, und wurde zur blöden Schwägerin, als in der Gefängnißzelle die Nachtwandler sicherheit von ihr wich. Die Große Therese, das den skeptischen Pariseren durch weiterwirkende Autosuggestion aufgezwungene Wahngesicht, hat nie gelebt. Die psychisch abnorme Schwindlerin Therese Humbert wird, als ein Muster-schulfall, aus den Lehrbüchern der Psychiater nie wieder verschwinden.



Wirtschaft und Politik.*)

Unendlich reich an Schattierungen ist die Reihe verschiedenartiger Erscheinungen, die im geschichtlichen Leben von Vorgängen unbewusster Entwicklung zu solchen bewusster Willenshandlung hinüberführt. Trotzdem stehen die polaren Gegensätze klar da: auf der einen Seite die That des Einzelnen, des persönlichen Mikrokosmos, auf der anderen die Entfaltung des Volkes, der regelmässigsten Einheit menschlicher Gesellschaft. Und suchen wir von diesen Gegensätzen her einen der Hauptunterschiede zwischen geschichtlich bewussten und unbewussten Vorgängen aufzustellen, so wird sich sagen lassen, daß die unbewussten Vorgänge meist, wenn nicht immer, ein anderes Zeitmaß ihrer Entfaltung aufweisen als die bewussten. Rasch ist die That, langsam, mit vegetativer Ruhe, reifen die Zustände. Dieser Gegensatz erklärt, warum die Zustände, auch insofern sie schon geworden sind, so spät

*) Herr Professor Lamprecht, von dessen „Deutscher Geschichte“ (Heylsbergers Verlag) auf diesen Blättern so oft rühmend gesprochen wurde, hat die gerablinig vorwärtsführende Arbeit an seinem Lebenswerk für eine Weile unterbrochen. Methodologische Untersuchungen und Kämpfe, in denen er, wie heute auch in Deutschland fast nur noch von älteren Junstrivalen bestritten wird, Sieger blieb, nahmen ihn zunächst in Anspruch. Auch fühlte er mehr und mehr die Nothwendigkeit, den Rahmen des Werkes zu erweitern, in der Darstellung neuer und neuer Zeit nicht nur das Gerippe, sondern auch Nerven und Muskeln zu zeigen. Dazu kam ein psychologisches Moment. „Als ich“, sagt er, „zur Darstellung der Geschichte des nationalen Seelenlebens im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert gelangte, zeigte sich, daß die psychologische Charakteristik des individualistischen Zeitalters bei seinem Ausgang im achtzehnten Jahrhundert in der Tiefe und Klarheit, die als Ziel vorzuweben mußten, nur erreichbar war unter durchaus eingehender Kenntniß schon des nächsten, subjektivistischen Zeitalters, das in der deutschen Entwicklung mit der Periode der Empfindsamkeit einsetzt. Und als ich zunächst das seelische Wesen dieser Periode festzulegen suchte, ergab sich wiederum, daß Das vollständig nur möglich war unter ganz anschaulicher und ganz genauer Kenntniß der psychischen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts, vor Allem auch der jüngsten Zeit und der Gegenwart.“ So entstanden zwei Ergänzungsbände, deren erster die neuzeitliche Entwicklung der Tonkunst, Dichtung, Bildenden Kunst und Weltanschauung schilderte und deren zweiter von der Evolution unseres Wirtschaftslebens, von sozialen Neubildungen, Umbildungen und deren Gegenwirkungen sprach. Diesen Bänden, die sehr viele Leser fanden, läßt Lamprechts bewundernswürdige Arbeitskraft schon jetzt einen dritten folgen, der Ende September erscheinen soll und aus dem hier ein Bruchstück veröffentlicht wird. Er erzählt (unter dem Gesamttitel der Ergänzungsbände: „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“) von der Entwicklung der Parteien, der Reichsverfassung, der Wirtschaft, Sozial-, Schul-, Kirchen- und Kolonialpolitik, von den Anfängen imperialistischer Expansion und schließt mit einer Darstellung der Ergebnisse neudeutscher Weltpolitik.

und erst auf höheren Kulturstufen Gegenstand bewusster Kenntniß werden; es bedarf eines systematisch angewandten Gedächtnisses und vieler Voraussicht, um ihre Wandlungen zu spezifiziren. Heute freilich bezweifelt Niemand, auch kein politischer Historiker mehr, daß die Zustände in gewaltigen Umschwüngen ständig wechseln und daß eben dieser Wechsel die Kernbewegung des historischen Lebens ausmacht.

Und liegen schließlich in der Entwicklung des Individuums, des Einzelmenschen und des Einzelorganismus überhaupt, nicht die gleichen Verhältnisse vor? Mit den unabänderlich und uns unbewußt verlaufenden Bewegungsvorgängen von der Kindheit zur Jugend und von der Jugend zum Mannes- und Greisenalter sind wir eingeschrieben in den Entwicklungsprozeß des Als; Niemand kann seiner Länge eine Elle zusehen; und wo wäre der Biograph, der sich der Lebensentheilung seines Helden in die großen Perioden natürlichen Blühens und Welkens zu entwinden vermöchte?

Es kann keine Geschichte der That in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit — und am Wenigsten der politischen That — gedacht werden ohne deren eingehendste Fundamentirung in den unbewußten Lebensprozessen der menschlichen Gemeinschaft, der sie angehört, soll anders die politische Geschichte nicht in zu befriedigende Neugier und zu verstärkenden Klatsch verlaufen. Welche aber sind diese Lebensprozesse?

Die volle Antwort auf diese Frage würde eine Abhandlung erfordern, in der die einzelnen geschichtlichen Ereignißgruppen und Zustände auf den regulären Grad ihrer Unbewußtheit zu untersuchen und nach ihnen zu klassifiziren wären. Hier sei nur der Geschichte des Wirtschaftslebens und der sozialen Entwicklung gedacht.

Man kann die gesamte Wirtschaftsentwicklung als einen Prozeß der Intensivirung der menschlichen Arbeitsweise und der Kapitalbildung ansehen, falls man unter Kapital wirtschaftliche Machtmittel, gleichviel, welcher Art, ob nun in Klima und geographischer Lage, ob in Grund und Boden, ob in mobilem Kapital gegeben, versteht. Ja, man kann von diesem Standpunkt aus, der sich vielleicht von dem Nationalökonom der modernen Wirtschaft, sicherlich aber nicht von dem Historiker mehrerer innerlich verschieden gearteten Wirtschaftszeiten umgehen läßt, um noch einen Schritt weiter vorrücken. Man wird sagen dürfen, daß am Ende nur die Intensivirung menschlicher Arbeitsweise den Inhalt der Wirtschaftsgeschichte ausmache. Denn wenn Geschichte Seelenleben in *stata nascenti*, Seelenleben der Entwicklung ist, so sinkt das Kapital zu einer bloßen Bedingung der Auswirkung dieses Seelenlebens herab, in welcher Art von natürlichen, nicht psychischen Begebenheiten, im Wechsel oder Nichtwechsel der Jahreszeiten, im Vorkommen von Mineralreichtümern, in der Ausbeutungsfähigkeit von natürlichen

Energien des Dampfes oder Wassers es auch bestehe. Und würde eine solche Ansicht, wie sie ähnlich schon Robbertus vorgetragen hat, nicht mit einer psychologischen Theorie der Wirthschaftsstufen zusammentreffen, die den Inhalt der Wirthschaftsgeschichte in dem Fortschritt jener seelischen Spannung erblickt, die zur Ueberbrückung der zwischen Wirthschaftsbedürfnis und Wirthschaftsgenuß liegenden Trennungsmomente ausgelöst werden muß? Auslösung seelischer Spannungen zur Befriedigung von Wirthschaftsbedürfnissen: Das heißt eine Betrachtung des Wirthschaftslebens wesentlich vom Standpunkt der Gütervertheilung; Intensivierung menschlicher Arbeit: Das heißt eine — in unserem Fall inhaltlich fast identische — Betrachtung des selben Lebens vom Standpunkte der Gütererzeugung. Aber anschaulicher und darum für die erzählende politische Geschichte vielleicht brauchbarer bleibt eine Betrachtung, die sich an die beiden Faktoren der menschlichen Arbeit und der Kapitalbildung anschließt.

In welchem Verhältniß standen nun diese beiden Elemente im deutschen Mittelalter? Skizziren wir mit flüchtiger Feder, so läßt sich Folgendes sagen. Die menschliche Arbeit hatte unter den Germanen um Christi Geburt die Intensität erreicht, daß sie schon im Uebergang von der bloßen Jagd- und Weidenutzung in die agrarische Nutzung des Bodens begriffen war. Dabei wurde der Anbau zunächst nach sozialistischen, ja, kommunistischen Grundsätzen betrieben, weil der Boden noch als ein im Krieg gewonnenes Gut erschien, dessen Genuß allen Kameraden — und welcher Germane war nicht Krieger? — in wesentlich gleicher Weise zukommen müsse. Der agrarische Kommunismus der deutschen Urzeit ist also nicht originären Charakters, sondern aus einem anderen Moment der germanischen Verfassung, aus der Heeresverfassung, abgeleitet. Aber da diese Heeresverfassung wiederum auf der 'Stammesverfassung' beruhte, so hat die 'agrarverfassung' mittelbar den konvervationsthen aller seelischen Mächte der Geschichte, den durch Zeugung hervorgerufenen menschlichen Zusammenhängen, angehörend und unmittelbar auf der konvervationsthen aller historischen Bedingungen, auf dem Wesen des Grundes und Bodens beruhend, in fast ungeschwächtem Dasein Jahrhunderte und in staltlichen Resten Jahrtausende überdauert: und erst die Verkopplungen und Gemeinheitsstheilungen des neunzehnten Jahrhunderts, und selbst sie nicht einmal völlig, haben ihr und ihrer Umbildung zur Markgenossenschaft ein Ende gemacht.

Dennoch trat schon um die Mitte des ersten Jahrtausends der christlichen Ära die feindsüligste aller Gewalten, die Einzelpersönlichkeit, gegen den Agrarkommunismus in die Schranken. Wer wollte verkennen, daß es auch unter den Germanen faule und fleißige, habgierige und verschwenderische und vor Allem leichtsinnige und ernste, vorausblickende und thörichte Wirthe gegeben haben muß? Mit erreichter voller Sehsamkeit, unter Zuständen, in denen die Besitz- und Nutzungsverhältnisse für jeden Einzelwirth endgiltig

konsolidirt waren, begannen diese Unterschiede, zu wirken. Es kam dazu, daß schon das siebente und achte Jahrhundert eine Landaristokratie sah, von der die Zeitgenossen sagten: *per diversa possidet*, — Leute, die landreich geworden waren in verschiedenen Dörfern. Sogenannte Großgrundherrschaften bildeten sich im Streubesitz von einzelnen Bauernhöfen über weite Flächen hin; im neunten und zehnten Jahrhundert war es nichts Seltenes, daß ein Herr solche Anwesen zu Tausenden in Hunderten von Dörfern und gelegentlich zu Duzenden in einem Dorfe besaß: und damit ganze Gegenden seinem Einflusse zu unterwerfen begann. Denn gänzlich falsch wäre es, zu glauben, daß der Grundherr von seinem Besitz, der an zahlreiche Grundholde zur Nutzung gegen Naturalzinse und Frohnden ausgethan war, nur einen Verbrauchsgegnuß habe erzielen wollen. Diese Grundherren, nun der ausgebildete hohe Adel der deutschen Kaiserzeit, lebten keineswegs bloß im luxuriösen Verzebr der Einkünfte ihrer Höfe und Höfen: nein, ihr Bestreben war, was sie einnahmen, zum besten Theil produktiv zu verwenden. Natürlich in einer Weise, die dem Wirtschaftsleben ihrer Zeit angemessen, ja, in ihm allein möglich war. Was erworben werden konnte, war das vornehmste und, weil jüngste, so auch rentabelste Kapital dieser Zeit, war Grund und Boden. Nutzbarer Erwerb und nützliche Verwerthung des Bodens aber hieß Kolonisation noch brachliegender Strecken der Heimath durch anzusehende Grundholde, hieß Erwerb schon bestehender Höfen zu grundholder Vebauung: hieß in Summa Vermehrung der grundholden Existenzen innerhalb der eigenen Grundherrschaft. Was haben da die Grundherren nicht Alles gethan, um dies Ziel zu erreichen! Vor Allem war Ausdehnung der räumlichen Einflusssphäre der Grundherrschaft das Feldgeschrei. Da wurde Bauer auf Bauer gegen Zufugung von Schutz in jenen frieblosen und oft auch rechtlosen Zeiten in den Bereich der Grundherrschaft aufgenommen, sei es als schwerer belasteter Grundholder, sei es als freier gestellter Vogteimann: und zu diesem Zwecke die Grundherrschaft langsam in eine Schutzwalt der Gegend selbst mit kriegerischen Institutionen umgebildet. Da wurden, zu Recht und zu Unrecht, der Benutzung noch nicht erschlossene Wälder der Grundherrschaft einverleibt, um theils dem Gewinn durch Jagd, Fischfang und Imkercei, theils der Ausbeutung durch neuen Anbau zu dienen. Da wurde in Nothfällen auch durch Ankauf erworben, durch Tausch arrondirt, durch Lehnsübernahme einverleibt: bis eine geschlossene Einflusssphäre agrarischen Besitzes und landwirtschaftlicher Nutzung entstanden war, auf der als ökonomischer Grundlage sich, wenn das Glück lächelte, seit den Zeiten der Staufer ein wirklicher kleiner Staat, ein Territorium und die Reichslandschaft des späteren Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erheben konnte.

Zeichnen wir jetzt die verzackten und verzwickten Umrisse, in denen

dieses Bild im Lauf des neunten bis dreizehnten Jahrhunderts in tausend Exemplaren hervortritt, in einige monumentalere und zusammenfassende Konturen um, so ist das Ergebnis im Grunde einfach genug. Nach anfänglich kommunistischer Bewältigung eines neuen, gewaltigen Kapitals der Volkswirtschaft, des Grundes und Bodens als landwirtschaftlich genutzten Landes, beginnt die Zuteilung und Bewirtschaftung dieses gemeinsam gewonnenen Kapitals an die Einzelnen je nach deren persönlichen Fähigkeiten. Viele dieser Einzelnen werden darauf bald landarm, andere halten sich im herkömmlichen Besitz, wenige, eine künftige Landaristokratie, werden landreich. Sie produzieren mehr, als sie verbrauchen; sie werden auf Grund ihrer Erwirtschaftung, ihrer Ueberschüsse expansiv: sie benutzen den Boden als Produktivkapital; sie erwerben neue Landnutzung: und indem sie Dies thun, entwickeln sie ein Leben erst der wirtschaftlichen, dann der politischen Machtstellung. Dabei ist der Uebergang zur politischen Machtstellung kein Zufall. Wie soll wirtschaftliche Expansion innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft gewährleistet werden, ja, auch nur zu Stande kommen, wenn sie nicht von der obersten Gewalt, dem Staat, gegenüber jenen Gleichheitsgelüsten des Ganzen geschützt wird, die niemals aussterben und darum in jeder revolutionären Bewegung von Neuem emporloben werden? So erstrebt jeder Angehörige der Expansion ohne Weiteres staatlichen Schutz; und er sieht ihn am Besten gesichert, wenn er selbst politisch Etwas gilt, wenn er, in Zeiten schwacher Staatsgewalt, eigene Souveränitätsrechte entwickelt. Es giebt keine individualistische Richtung in der Volkswirtschaft, die sich nicht alsbald ins Politische, in Das, was wir heute im allgemeinsten Sinn dieser Wörter Expansion und Machtpolitik nennen, umsetzt.

Das mittelalterliche Wirthschaftsleben wurde, nach gewissen Intermezzi des vierzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts, seit dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert durch ein neues wirtschaftliches Zeitalter abgelöst, das ihm in mancher Hinsicht diametral entgegengesetzt war. Das für die heutigen Formen des Wirthschaftslebens schließlich — wenn nicht entscheidende, so doch — besonders charakteristische Moment der Umbildung war darin gegeben, daß einer durch zunehmende Ersparnisse, durch wachsende Erwirtschaftungen der Nation immer intensiver gestalteten Wirthschaftsthätigkeit aus dem Schatze der Naturkräfte binnen kurzer Zeit von Neuem ungeheure Kapitalien zugeführt wurden, deren Einfluß an Mächtigkeit und Eindringlichkeit auf die Zeitgenossen die Wirkungen der Landergreifung und Seehaftmachung von zwei Jahrtausenden wohl so ziemlich erreicht hat.

Diese neuen Naturkräfte stellte die Entwicklung der Wissenschaften zur Verfügung. Man weiß, wie sich das wissenschaftliche Denken, im Mittelalter fast ganz an die Ueberlieferung gebunden, seit dem fünfzehnten Jahr-

hundert dieser zu entwinden begann, wie dann im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert die Wiegenzeiten eines selbständigen Denkens, der modernen Wissenschaft hereinbrachen. Dabei wurden besonders die Naturwissenschaften rasch gefördert; einfacher als den Geisteswissenschaften erschlossen sich ihnen die Geheimnisse ihres Gegenstandes, namentlich die der anorganischen Natur. Indem aber deren Agentien in stetig steigendem Siegeszuge enthüllt und gehäudigt wurden, indem der Ausbildung der Mechanik die ältere Physik, der Physik die Chemie und dieser die Elektrizitätslehre folgte, eröffnete sich der wirtschaftlichen Verwerthung ein ungeheures Gebiet neuer Kräfte und eine Technik von intensivster Arbeit baute es mit unerhörtem Erfolg an.

Wem aber fiel der wirtschaftliche Genuß der neuen Kraftbeherrschung zu? Auch hier kann man wohl von einem kommunistischen Stadium der Ausbeutung sprechen. Die Wissenschaft, deren Wesen Etwas in sich trägt von der Freiheit der Luft und des Wassers, gedeiht nur in einer Arbeitsatmosphäre, die nichts kennt von praktischen und begrenzten Zwecken: in kommunistischer Sorglosigkeit ihrer Aufgaben und Erfolge muß sie dahingleben, nur dem einen Ziel zugewandt, das an sich nichts gemein hat mit den Wirtschaftszielen einer Beherrschung der Naturkräfte, dem Ziel der Wahrheit. Und nur indem sie diesem einen Ideal nachjagt, gelingt ihr die Eroberung der Natur und der Welt. So in ihrer Richtung klar begrenzt, kann sie nicht zugleich der Ausbeutung ihrer Eroberungen leben; und darum steht sie zu diesen im Verhältniß des Kommunismus: es ist ihr gleichgiltig und muß ihr gleichgiltig sein, wem die wirtschaftliche Nutzung ihrer Erzeugenschaften zufällt. Das sind Umstände, die sich während der ganzen Dauer der Entwicklung der mechanischen Naturwissenschaften nicht wesentlich geändert haben, trotz den Patenten und Monopolen einzelner Forscher.

Um so rascher konnte sich die Aneignung der neuen Naturkräfte, des Dampfes, der Elektrizität, der chemischen Verfahren u. s. w., durch die Volkswirtschaft vollziehen. Mit einem jähen Emporschnellen der wirtschaftlichen Arbeitintensität begann sie; in einem rapiden Aufsteigen der Erfolge gerade auf dem heimischen Boden führte sie aus dem Deutschland der Großväter in das der Väter und Enkel: das Deutschland der Eisenbahnen und Telegraphen, der modernen Hochöfen und der Fabriken, der agrotischen Erzeugung auf künstlich gedüngtem Feld und der Brennerei und Zuckersiederei als agrarischer Nebengewerbe. Und diese Aneignung der neuen Kräfte vollzog sich fast ungehemmt durch irgendwie stärker bindende politische und soziale Mächte. Der Entwicklung der Naturwissenschaften war, ihr im Tiefsten aufs Innigste verbunden, die Entfaltung einer individualistischen und schließlich subjektivistischen Kultur parallel gegangen, als deren Folge wie Voraussetzung sich die Wirtschaftsformen des freien Wettbewerbes, allen voran die beson-

deren Formen der Unternehmung, entwickelt hatten, um im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts zur Entfaltung ihrer höchsten Blüthe zu gelangen. Die diesen Formen des Wirtschaftslebens Angehörigen waren es dann, die sich, unter Verwendung von immer leichter und umfangreicher erwirtschafteten Produktionskapitalien, der Herrschaft über die neuen Naturkräfte bemächtigten und sie zu einer vollen Umwandlung des ererbten Wirtschaftslebens, zur Heraufführung des modernen Wirtschaftszeitalters benutzten.

Wer weiß heute nicht, was diese Umwandlung besagte? Bis in die kleinsten Einzelheiten des wirtschaftlichen Alltagslebens macht sie sich geltend: keine Wirtschaftsvorstellung der Gegenwart, die nicht mit ihr verquidt, von ihr durchdrungen wäre. Und keineswegs an der Grenze des Wirtschaftslebens hat sie Halt gemacht. Neue soziale Schichten sind aus ihr entsprungen: hier die Unternehmer, dort der vierte Stand, der sich schon wieder in neue Gruppen zu theilen beginnt; und alle alten Stände haben unter ihrer Einwirkung ihren Charakter gewandelt: die Nation als Ganzes, in den Abstufungen ihrer sozialen Organisation wie in der seelischen Verfassung des Einzelnen, ist eine andere geworden.

Und eine solche Allgewalt der modernen Entwicklung sollte nicht auch politisch von größter Bedeutung geworden sein? Nur weniger Erwägungen wird es bedürfen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß innere wie äußere Politik etwa der letzten beiden Menschenalter und namentlich der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch die wirtschaftlichen und in deren Gefolge die sozialen Entwicklungen ihrem ganzen Wesen nach entscheidend bestimmt worden sind.

Das moderne Wirtschaftsleben, in seiner Bedeutung für die politische Entwicklung gemessen, zeigt überraschende Ähnlichkeiten mit der analogen Entfaltung der Grundherrschaft. Sehr begreiflich: der Ausgestaltung Beider liegt der selbe Gedanke zu Grunde: Expansion der Herrschaft über neu erungene Naturkräfte; wirtschaftliche Expansion zunächst und dann, zu deren Stützung und Vergrößerung, politische Expansion, Machtpolitik. Denn der Geist des modernen Wirtschaftslebens heißt: quantitative Produktion hinaus über das nächste Bedürfnis der Konsumenten, Erwerb neuer Absatzgebiete und, zur unbegrenzten Erweiterung des Marktes, freier Wettbewerb, offene Thür überall. Oder, aus der objektiven in die subjektive Fassung übertragen: Umsichgreifen, Einflußerwerb, wo nur immer möglich, ewiges Vorwärts und, zum Ausschluß der Konkurrenz, Verwandlung wirtschaftlicher Vormundschaft in politische. Bedarf es da noch des Vergleiches dieses Programmes mit dem der grundherrschaftlich-mittelalterlichen Zeiten? Nur die Mittel haben gewechselt, nicht die Tendenz: *Coelum, non animus mutavimus*.

Doch haben in der jüngsten Vergangenheit neue Mittel auch neue

politische Folgen gehabt. Während der Horizont der mittelalterlichen Grundherrschaft noch ein geschlossener war, während das hauptsächlichste Wirtschaftsmittel im Grund und Boden gesehen wurde und schon deshalb der Blick an der heimathlichen Erde und ihrer nächsten Nachbarschaft haften blieb, während das ganze Wirtschaftssystem der Grundherrschaft noch der Hauswirtschaft und ihren engen räumlichen Grenzen angehörte und darum das Ziel und das Ergebniß günstig verlaufender Machtbestrebungen schließlich nichts Anderes war als das Territorium des späteren Mittelalters und des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts: wiesen die Mittel der neuen wirtschaftlichen Expansion hinaus über Heimath und engeres Vaterland, wiesen hinein in die Bereiche des großen Vaterlandes und der Welt. Wie hätten dem Absatzbedürfniß der voll entwickelten Unternehmung die engen territorialen Grenzen mit ihren Zollbäumen an jeglicher StraÙe genügen können? Schon im achtzehnten Jahrhundert forderten vereinzelte Stimmen von den Fürsten die Gründung einer neuen Hanfa, tauchte ahnungvoll die Forderung eines deutschen Zollvereins auf. Im neunzehnten Jahrhundert aber sind es eben die wirtschaftlichen Ausdehnungsbedürfnisse der Unternehmung gewesen, die leise seit den vierziger, machtvoll und entscheidend seit den fünfziger und sechziger Jahren der nationalen Einheit zugedrängt haben: und noch heute, zusammenhaltend und zusammenschweißend, im unitarischen Sinn fortwirken. Haben sie aber innerhalb der Marken des neuen Reiches ihr Genügen gefunden? Nein. Einem starken Geruch gleich, der kein Maß seiner Verbreitung kennt als den Raum selbst, haben sie die staatlichen Grenzen durchbrochen, haben sie sich heimisch gemacht in der weiten Welt, sind sie vorgebrungen bis an die Säume der Dekumene. Und ist all Dies etwa nur mit wirtschaftlichen Mitteln und auf wirtschaftlichen Wegen geschehen? Der wirtschaftliche Machtinstinkt hat sich in den politischen umgesetzt und der Einheitsbewegung folgten jüngste Zeiten der Weltpolitik.

Erscheint so der Inhalt der äußeren deutschen Politik der jüngsten Vergangenheit seinen Hauptpunkten nach durch die wirtschaftliche und soziale Bewegung bestimmt, so gilt Das nicht minder, ja, eher noch mehr von der inneren Politik. Die mächtigste Wirkung, die auf diesem Gebiet zu verzeichnen ist, besteht in der Demokratisirung der Gesellschaft. Welche Unsumme von Theilmotiven der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung wäre hier nicht anzuführen, um dies Ergebniß immer und immer wieder zu Tage treten zu lassen: die Rationalisirung des praktischen Denkens durch das geldwirtschaftliche Motiv des mobilen Kapitalismus, die Uniformirung der wirtschaftlichen und auch politischen und geistigen Bedürfnisse durch das quantitative Erzeugungs- und Absatzprinzip des Unternehmens, der Zug zur Großproduktion mit seinen Folgen abnehmender Zahlen selbständiger Betriebe und

zunehmender Zahlen der wirtschaftlich Unselbständigen, — tausend anderer, mehr ins Einzelne gehender Zusammenhänge nicht zu gedenken. Und dieser moderne Demokratismus, wie er weit entfernt ist von dem rein nivellirenden Demokratismus der Zeiten der absoluten Monarchie, empfängt auch im Besonderen wiederum seinen Charakter von der wirtschaftlichen Bewegung. Er ist nicht mehr der Demokratismus der Einzelindividuen, die, ungebunden durch engere gegenseitige Beziehungen, neben einander stehen, ein Haufe gleichmäßiger Sandkörner (nach einem bekannten, in diesem Zusammenhang immer wiederholten Vergleich), von Sandkörnern, die jeder Windhauch bewegt; er ist vielmehr ein sozialer Demokratismus, innerhalb dessen sich der Einzelne als Subjekt fühlt, als wirkend und leidend, in dem Tausende und Ubertausende von wirtschaftlichen Beziehungen den Einzelnen mit dem Ganzen und wiederum auch mit jedem Einzelnen an sich verbinden: in der Jeder seinen Werth erkennt in der Ueberzeugung, daß ohne ihn im Grunde auch das Ganze niemals bestehen könne.

Das ist die politische Grundanschauung, die unsere Vorstellungen von der Monarchie völlig geändert hat. Gewiß: wie jede demokratische Lebenshaltung weiter oder gar aller Schichten in einem gut regierten monarchischen Staat hat sie zunächst die Autorität des Königthums erhöht: wie sollte in Zeiten einer Tendenz sozialer Umwandlung nicht die eine politische Spitze besonders hervortreten! Zugleich aber hat sie diese Monarchie doch auch einbezogen in den Grundton ihrer Betrachtungsart. Auch der Monarch erscheint jetzt nur als ein — freilich besonders wichtiges — Organ des staatlichen und nationalen Ganzen, auch er ist Theil, hat bestimmte Funktionen, ist nur soziales Subjekt gleich dem niedrigsten der Staatsbürger. Und nichts zeigt die unwiderstehliche Wucht dieser Auffassung mehr als die Thatsache, daß sich die Träger der Kronen selbst gemäß dieser Auffassung fühlen: die Funktionen auf sich nehmen, die ihnen der moderne Demokratismus, er freilich wieder nur als Quintessenz der wirtschaftlichen und sozialen Lage, zutheilt.

Kurz zu erwähnen ist hier auch wenigstens die Einwirkung des modernen Wirtschaftslebens auf die soziale Schichtung. Da treten uns zunächst zwei gänzlich neue Schichten entgegen als unmittelbarste Ausdrücke, als Schöpfungen gleichsam der wirtschaftlichen Bewegung: die Unternehmer, eine neue Aristokratie der Industrie, des Verkehrs, des Handels und des Bankwesens, und der vierte Stand, der Stand der modernen Arbeiter in ihren Abstufungen von dem schon behäbig lebenden qualifizirten und gut gelehrten Arbeiter bis hinab zu Denen, die nichts als ihre Muskelkraft zum Wirken mitbringen. Es sind Schichten, die sich leise seit den vierziger Jahren zu entwickeln begannen, die in den fünfziger und sechziger Jahren ihr besonderes Standesbewußtsein ausbildeten und die seitdem als Faktoren eigenen Werthes ein-

traten in die innere Politik. Neben ihnen stehen die alten sozialen Schichten aus den Zeiten vor der Entwicklung des modernen Wirthschaftslebens. Es versteht sich, daß keine von ihnen von dieser Entwicklung unberührt geblieben ist. Aber sehr verschieden im Einzelnen war das Maß und die Art dieser Verührung. Wo ist die alte ehrsame Nahrung des Handwerkes und des Kramhandels geblieben? Nur zum Theil ist sie noch erhalten, im Uebrigen umgestaltet zum Kleinunternehmen und damit dem modernen Wirthschaftsleben eingegliedert; oder deklassirt, herabgesunken in andere Schichten, vornehmlich die des vierten Standes. Und die noch bestehenden Theile verkörpern auch nicht mehr das Leben von ehemals: denn auch sie haben eine moderne Prägung, ein Stigma hinein in die Gewohnheiten des Unternehmens erhalten. Und die Kopfarbeiter von einstens? Ist nicht ihre jüngste Schicht, das Litterathum, wie es seit dem achtzehnten Jahrhundert aufkam, das freie Dasein des Journalisten, des Schauspielers und verwandter Berufe ganz mit dem Geiste des modernen Wirthschaftslebens durchtränkt? Es sind Klassen, die in besonderem Maße der Zeit dienen; und so ist die Zeit ihre Herrin. Aber auch die alten, konservativen, aristokratischen Berufe der Kopfarbeiter, die Männer, die ihre Bildung den großen geisteswissenschaftlich-polytechnischen Fakultäten der Universität, der theologischen und juristischen, verdanken, haben der neuen Zeit mancherlei Zugeständnisse gemacht: widerwillig und schließlich, so in der Schulreform, oft halb gezwungen. Was die anderen Fakultäten und ihre Jünger angeht, die Mediziner und das vielgestaltige Volk der Philosophen, so nehmen sie eine Mittelstellung zwischen den freien geistigen Berufen und der theologischen und juristischen Bürokratie ein; und nicht wenige der ihnen Angehörigen können als Großunternehmer der Wissenschaft und wissenschaftlichen Kunst bezeichnet werden. Bleibt schließlich die älteste und ehrwürdigste aller noch blühenden Nahrungen: die Landwirthschaft. Auch sie hat — und wie stark! — den Einfluß des modernen Wirthschaftslebens erfahren. Es braucht dabei nicht von den gleichsam äußeren und mechanischen Schädigungen die Rede zu sein, die ihr seit den siebziger Jahren übermächtiger Wettbewerb von außen, ein Erzeugniß modernen Wirthschaftslebens im Ausland, zugefügt hat. Die eigentlichen Umbildungen, oft recht schmerzlicher Natur, liegen tiefer und sie gehen unmittelbar aus von dem Eindringen moderner Wirthschaftsanschauungen in die alten Stände des Landbaues. Da sind die Großgrundbesitzer vornehmlich des Nordostens im Grunde schon seit spätestens der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu Unternehmern geworden und folgerichtig ihr Gesinde, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, zu einem agrarischen vierten Stande. Da hat sich der Kleinbesitz, wo er gedieh, ganz unternehmerisch auf den Vertrieb von handelsmäßigen Landeserzeugnissen gelegt und, wo er nicht gedieh, ein starkes Rekrutierungsgebiet geliefert für

die Heeresmassen der industriellen Arbeiter. Da hat sich der Bauer nach der Decke strecken müssen: bis auch er, im Wandel der letzten Menschenalter von Großvater auf Vater und von Vater auf Sohn, modern ward und, landwirthschaftlich gelehrt und produktiven Kredites bedürftig, als Letzter hineinwuchs in das jüngste Leben der Wirtschaft.

Das Alles waren soziale Wandlungen tiefster Art; kaum ein Zeitalter deutscher Geschichte wird, im Ganzen gerechnet, größere gesehen haben. Wie haben sie auf den Gang der öffentlichen und verfassungsgeschichtlichen Entwicklung der Nation, auf den Gang der inneren Politik gewirkt?

Zunächst fällt in die Augen, daß der Einfluß der Stände, die dem neuen Wirtschaftsleben fern blieben, gering gewesen und immer geringer geworden ist. Haben Kramhändler und Handwerker seit vierzig Jahren noch politisch viel bedeutet? Agitiert haben sie stark, aber kaum mehr als die Wahrung ihrer Interessen — und auch die durchaus nicht immer in dem von ihnen verstandenen Sinn — ist ihnen gelungen. Fast noch bezeichnender aber ist das allmähliche Zurücktreten der politischen Bedeutung der Kopfarbeiter, insbesondere derjenigen hervorragend aristokratischer und archaischer Haltung. Was bedeuteten nicht die deutschen Universitäten in der inneren Politik der beiden ersten Menschenalter des neunzehnten Jahrhunderts! Im dritten haben sie geschwiegen, wenn sie auch in den seltenen Fällen, da sie redeten, gehört worden sind. Die eigentlich politisch aktiven Stände aber sind die neuen Stände des modernen Wirtschaftslebens geworden, die Unternehmer, die Arbeiter und die dem neuen Wirtschaftsleben besonders nahestehende Schicht der landwirthschaftlichen Stände, die Großgrundbesitzer: denn erst neben ihnen — und vielfach von ihnen geführt — kommen die Bauern in Betracht.

Wie aber haben sich nun diese Schichten ausgewirkt? Eine doppelte Möglichkeit, wirtschaftliche und soziale Motive in politische Machtbestrebungen zu verwandeln, stand ihnen offen: an die Monarchie konnten sie sich wenden und an den Demokratismus, der seit dem Bestehen des Norddeutschen Bundes im allgemeinen Stimmrecht und in den auf dieses gestützten Parteien seine verfassungsmäßige Ausprägung empfangen hatte. Es ist eine Zwickheit von Möglichkeiten, der all diese Schichten ohne Ausnahme nachgegangen sind. Doch stellte sich bald heraus, daß der vierte Stand so besonders enge Beziehungen zum Demokratismus hatte, daß er, anfangs von den begabtesten seiner Führer mehr nach der Seite des Königthums gezogen, diese Beziehungen rasch fallen ließ und schließlich sogar ein der Monarchie völlig entgegengesetztes politisches Programm des Republikanismus mehr oder minder schroff ausprägte. Die beiden anderen Stände dagegen, die Aristokratie der modernen Unternehmung und der ländlichen Großwirtschaft, hielten an den doppelten Beziehungen fest oder suchten sie eifrig herzustellen. Die eine

wichtige Folge davon war eine sehr merkwürdige Umbildung der Parteien. Die aus der ersten Hälfte und den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts herkommenden Parteien hatten sich nach abweichend gearteten Idealen des gesammten Staatslebens geschieden: der Liberalismus schwärmte für die konstitutionelle Monarchie, der Konservatismus war im Grunde noch absolutistisch. Jetzt traten nun diesen beiden Denominationen des politischen Denkens früherer Jahrzehnte die neuen Aristokratien der modernen Unternehmung und der ländlichen Großwirtschaft mit ganz anderen Unterscheidungen politischen Denkens nahe: sie wollten an erster Stelle Verwirklichung ihrer Interessen, sie trieben soziale Machtpolitik. Und was entscheidend wurde: sie waren die jungen, die werdenden, die aufstrebenden Kräfte. So blieb schließlich nichts Anderes übrig: die Parteien nahmen diese Einflüsse in sich auf und wandelten sich Dem gemäß ab, erhielten leise einen agrarischen Charakter und einen Charakter der Unternehmung. Und vollzog sich diese Bewegung im Liberalismus und Konservatismus so allmählich, daß ihr Ergebnis erst seit Ende der siebenziger Jahre deutlicher hervorzutreten begann, so war schon seit Gründung des Reiches fast kein Zweifel daran möglich, daß der vierte Stand seine sozialen Interessen klipp und klar in der Sozialdemokratie, wenn auch verbunden mit einem rein politisch-republikanischen Ideal, zum Ausdruck bringen werde. Was aber ist nun das Gemeinsame all dieser Erscheinungen? Ein Vorgang trat ein, den man die Sozialisirung der Parteien nennen könnte: die Machtpolitik der einzelnen sozialen Schichten drang triumphirend vor gegen die staatspolitische Fundamentirung der alten Parteien.

Noch eigenartiger war der Erfolg der Machtpolitik der sozialen Schichten gegenüber der Monarchie. Hier war es zunächst von größter Bedeutung, daß der vierte Stand sich an dem Wettbewerb nicht betheiligte; nur insofern nahm er an der Entwicklung Theil, als er jenes allgemeine politische Diapason der Zeit, den Demokratismus, verstärken half, der an sich zugleich eine Erhöhung des Gegenprinzipes der Krone bedeutete. Im Uebrigen aber waren es der Hauptsache nach nur die beiden Schichten der Unternehmer und der ländlichen Großbesitzer, die die Krone für ihre Bestrebungen zu gewinnen suchten. Welch unerhört glückliches Schicksal für die Träger dieser Krone! Zwei Aristokratien ungleicher Art warben um ihre Gunst; es war möglich, bald die eine, bald die andere in den Dienst der eigenen wie der allgemeinsten Bestrebungen zu stellen: und eine stetig steigende Erhöhung der monarchischen Autorität war die unausbleibliche Folge.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Südwestafrikanische Skizzen.

I. Walfischbay.

Der Kampf zwischen But und Briten hat nur matte Reflexe nach Südwestafrika geworfen. Die gewaltige Kalahari, eine geographische Brücke, aber politische Scheide, spielte das schlimme Walten in Südafrikas Ostlanden nicht zu uns herüber. Nur ein englischer Militärarzt ist aus Betschuanaland über die Grenze gestolpert und eine Rote bedrängter Burenjäger fand den Schutz der schwarzweißrothen Neutralität.

Weit vom Schuß konnte sich der magistrats unserer englischen Enklave, die kein niederdeutsches Orlogschiff bedrohte, dem weiteren Ausbau seiner schon recht zahlreichen Familie widmen. So dachte er nämlich; aber es kam anders, wie wir nachher sehen werden.

Mr. Plumpubbing überwachte seit neun Jahren mit anerkennenswerther Beharrlichkeit den unaufhaltsamen Rückgang des ihm anvertrauten kolonialen Kleinstaates. Seine Kurzsichtigkeit schuf Swakopmund. Dank seinem Wirken ist Walfischbay früher ein Gegenstand englischen Kolonialneides, heute ein in südwestafrikanischem Fleisch verkapselter Fremdkörper.

Walfischbay!... Ueber gelbe, in Nachtschweiß gebadete Dünen huscht der erste fahle Schein aus Osten. Mit röthlichem Zittern überkost er — doch vergeblich — die in ewigen Starrkrampf versenkte Natur. Ein Flamingo — Jugendstil vom Schnabel bis zur Schwimmhaut — stellt gravitatisch dem Uferrand einer der häufigen Salzlagnen zu. Sie ziehen sich, einer Perlschnur in dem Sand gespuckter Riesenquallen gleich, am Strande entlang. Eine eilfertige Wöbe streicht, zu dicht für die Makellosigkeit ihres Steuers, über den frisch getheerten Landungsteg. „Wie unangenehm!“ denkt ein alter Pelikan, der zuschaut, und drückt grämlich an einem widerspenstigen Kapensisch. Um ein Wellblechkirchlein herum bemühen sich sechs Holzbuden, dem Namen Walfischbay einen Ort zu geben. Nicht mehr, als was so etwa am dritten Tage nach Weihnachten bei Ranzleiraths von dem Inhalt einer Aufbauschachtel ganz geblieben ist. Aber Alles auch schon leicht ramponirt. Davor schlägt ein cholertischer Ozean einen Buchten bildenden Faken um Pelikan-Point herum. Das ist Walfischbay. Seine Bewohner sind Scheinlebende. Einst hat hier die Harpune geschwirrt und der Thran gebröckelt. Das liegt dreißig Jahre zurück. Phosphoreszirende Walfischrippen, zu Haus am Strande, erzählen davon. Wer magt von Weltende zu sprechen und hat diese Küste nicht geschaut!

Aus der leicht gekräuselten Oberfläche der Bucht ragt flügelahm der ruhige Rumpf eines Schiffes, der „Oceanic“, hervor und markirt „Hafen“. Das ist nicht immer so. In Walfischbay ist „was los“! Statt Kohlen nach dem Kap zu bringen, schwankte sie mit gebrochener Schraube um Pelikan-Point herum und rührte sich nicht mehr. Das Unglückliche, hier wards Ereigniß: für die zwölf Bewohner von Walfischbay nämlich, die das Erscheinen der Arche Noah nicht gewaltsamer aus der Starre über Täglichkeit gerissen hätte.

Aber gemacht: es sollte noch toller kommen; noch toller in Walfischbay! Aus Abend und Morgen ward abermals ein Tag in Walfischbay. In

blühender Lächler Kreise sitzt bauchig um die bauchige Kaffeekanne Mr. Plumpudding, der magistrate. On Her Majesty's Service. Das Gespräch dreht sich — wie Das so an des Atlantischen Ozeans Stieflüste zugeht — gewissermaßen um seine eigene Achse. Das Thema „Oceanic“ war erschöpft; mit ihrem Kapitän aber nichts anzufangen, denn der war toatotaler. Sonst hätte er ja nicht die Schraube gebrochen, meinten die biederer Irländer, die von Liverpool ab — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — nicht einen Whistpfortropfen gerochen hatten. Die haben es nachgeholt in Walfischbay! Aus der Lagune, über die der Blick vom Frühstückszimmer schweift, erhebt sich der „fällige“ Flamingo . . .

Da wird die Thür aufgerissen. Ein Hottentottenbengel stürzt herein und deutet, unfähig zu einem Laut, auf einen Reiter, der sein ermüdetes Pferd durch den Sand schleift. Ein Hilbote aus Swakopmund. Das hat Etwas zu bedeuten. Die two sisters Plumpudding fahren mit einheitlichem Ruck vom Kaffeetisch auf. Dabei fällt der Kates-Teller klirrend zu Boden. In der Aufregung achtet Niemand darauf, daß der Hottentottenbengel sich bückt und hastig grapscht. Dem magistrate ruscht die Pfeife in die Zahnlücke. „Was ist los?“ schreit er und bringt sie mit raschem Griff wieder in Positur. „Die Buren aus Südwestafrika wollen Walfischbay überfallen!“ So Der mit dem müden Pferd. Tableau! Der Hottentottenbengel drückt sich mit gefülltem Vendenlag zur Thür hinaus. Natürlich nimmt er auch den Zucker mit.

Old England for ever! Sie sollen Helden finden! Die Streikkräfte, sieben zerlumppte Hottentotten, werden mobil gemacht. Der Kapitän holt seine Signalkanone von Bord. Von patriotischen Frauenhänden geholt, steigt der Union-Jack den Mast hinan. Die Irländer mittern Government-Whisky — der im store war längst alle — und lassen sich langsam bis an die Bühne bewaffnen. Mr. Plumpudding — On Her Majesty's Service — labelt nach Kapstadt um Truppenmacht und beginnt, nach berühmten Mustern um sein Territorium Draht zu ziehen. Fußangeln und Fallgruben müssen die Blockhäuser ersetzen.

Als man gerüstet ist, schreibt der afrikanische Tartarin einen pathetischen Brief an die Behörde in Swakopmund: er warne davor, sich nachs der Grenze zu nähern, und rufe die deutsch-englische Solidarität gegen Horden an, die sich jenseits vom Völkerrecht stellen.

Dann kehrt Ruhe und Fassung wieder ein — in Walfischbay —. Auf des Hottentottenbengels Antlitz knallt es bereits. Drei Stücke Zucker fliegen aus den Vokentaschen in den Sand. Und aus dem Vendenlag rollt der letzte Albert-Rufe.

Wie war das Alles gekommen?

In Swakopmund hatten die ernsthaften Leute — darunter natürlich der Verfasser — von Anfang an das Gerücht als Das bezeichnet, was es in Wirklichkeit war: ganz gewöhnlicher Wachtfeuerklatsch. Mit Hilfe der in südafrikanischen Steppen schon längst bewährten „drahtlosen Telegraphie“ hatte er seinen Weg überraschend schnell bis an die Küste gefunden. Der Entstehung war leicht nachzuspüren. Sagen da irgendwo ein paar Buren und Kolonialproleten nächstlicher Weile am Ochsenwagen um die knisternde Gluth herum. Das Gespräch kommt natürlich auf den Krieg. Man gedenkt der „Brüder“, die sich „da drüben“ für die „große Sache“ in die Schanze schlagen. So Etwas wie patriotisches

Gewissen erwacht in den stumpfen Gemüthern. Der Blick fällt auf die Büchse, die dort am Dornbusch lehnt: Om .. Ja .. Sakrament .. man mühte doch eigentlich ... „Nach Walfischbay rücken“, plagt da der Prolet dazwischen, „den Landungsteg kaputt machen, den Kondensator ins Meer stürzen, dem englischen Halsabschneider den Whisky austrinken“ — die Leute hatten von den Isländern keine Ahnung —, „die Oceanic mit ihrem Kohlenvorrath in die Bay versenken und — last not least — Mr. Plumpubbing mal gründlich das phlegmatische Fell gerben!“

Der Plan war gut. Am Morgen kennt man sich. Der Eine zieht hierhin, der Andere dorthin. Der Abend bricht abermals herein. Neue Nachtfeuer flackern auf. Und da hier zu Lande die Gerüchte (stories) im Quadrat der Entfernung von ihrer Quelle wachsen, standen schon nach wenigen Tagen, dank ihrer bekannten Schnelligkeit, zu mobilisiren, sämtliche Buren von Südwestafrika vor der Walfischbay aufmarschirt.

Wer sagt da noch, daß uns die Tragödie ultra Kalahari nur mittelbar berührt habe!

Nach acht Tagen traf eine Compagnie Volunteers mit drei Offizieren aus Kapstadt in Walfischbay ein.

... „Damned!“ knirschte Mr. Plumpubbing in sich hinein, als er nach drei Monaten seine drei Schwiegersöhne an Bord brachte; „ich hatte bestimmt auf fünf gerechnet!“

II. Auf Menschenjagd.

Acht Uhr. Feierabend in Afrika. Ich sitze am Schreibtisch und lese: „Wilhelm Voelcke, Hinter der Weltstadt.“ Das paßt so schön in unsere eigene Hinterderweltstadtsimmung hinein. Im Wohnzimmer klappert der Bambuse verheißungsvoll mit Geschirr.

Mein Blick fällt durch den Thürspalt. Tief senkt Johannes' Zeigefinger sich in den Marmeladentopf. Bambusen werden, falls sie nicht „Spidaal“ oder „Sauerloht“ heißen — man merkt die Symbolik —, stets biblisch benannt. Bei dem sich anschließenden „Durchzieher“ klettert Johannes, da ihn mein Pavian gerade durch die Hosen kneist, auf den vor ihm stehenden Teller. Der Junge ist übrigens sonst sehr geschickt. Mit erstaunlicher Zungenfertigkeit fährt er über den Teller und giebt dem Pavian einen Tritt. Ich bin wie aus allen Voelckes gefallen und drücke die eingezogene Unterlippe empört gegen die oberen Schneidezähne: der phonetische Ansatz zu dem Wort „Berzel“. Jedermann kann sich durch einen Versuch leicht davon überzeugen. Hfff ... Weiter kam ich aber nicht, denn auf einmal tönt es: Bum! Bum! durch die Abendstille. Ein langgezogenes Geheul folgt und der Bambuse läßt den Teller fallen. Der Teller fällt dem Pavian auf den Schwanz. Der Pavian setzt kreischend durch das Fenster. Dabei schmeißt er zwei Bierflaschen um.

Mit einem Satz bin ich zur Thür hinaus. Vom Licht des Vollmondes übergoßen, kniet ein Polizist auf einer schwarzen, am Boden hingestreckten Gestalt. Aus dem Tonfall seiner Stimme entnehme ich, daß er ihr keine Märchen erzählt. Eine zweite Gestalt saust hart an mir vorbei zum Thor hinaus. Ich brauche nicht erst zu fragen, was die Blocke geschlagen habe: die schwarzen

Gefangenen brechen aus! Ein Griff in mein Schlafzimmer nach dem soeben in abendlicher Behaglichkeit abgethanen Reißstiefeln. Ein zweiter nach dem Revolver an der Wand; und dann in die Mondnacht hinein!

Wir schließen sich einige Leute an. Durch das Klippengeröll und die Dornen geht es, in der Richtung auf das Gebirge, die unwegsame Zufluchtsstätte aller Ausreißer von Alters her. Rechts und links, vor uns blitzen Schüsse auf. Die Polizisten sind den Flüchtlingen auf der Spur. Wir kommen an den Hintersten heran. Er weist auf einen schwarzen Kerl am Boden. Die Revolverkugel war ihm durch den Hinterkopf zur Seite hinausgedrungen. Also weiter! Dort blüht wieder ein Schuß auf. Wir stürzen vor. Ein zweiter Polizist, völlig außer Athem, steht mit der rauchenden Waffe vor uns. Er hatte soeben zwei der Ausreißer zwischen den Felsen im Dornengewirr verschwinden sehen. Einen glaubte er getroffen zu haben. Da er am Ende seiner Kräfte war, mußte er sie laufen lassen. Wir schlagen die angegebene Richtung ein. In der dünnen Luft der Hochsteppe reicht aber der Athem nicht weit. Wir müssen stoppen. Von den Flüchtlingen ist nichts zu sehen. Ein weiteres Folgen ist aussichtslos: es hieße, auf dem Tempelhofersfelde nach einer Stecknadel, unter Bogern nach einer fühlenden Brust suchen. Ich sende einen Mann nach Pferden zurück und spähe vergeblich in das magische Halbdunkel hinein.

Nach einer Viertelstunde klirren acht Pferdehufe in rasendem Lauf gegen das dicht gesäte Felsengeröll. Der eine Reiter springt ab; ich hinauf, — und im Galopp geht es gegen das Gebirge, um den Flüchtlingen den Weg abzuschneiden. Längs des Rivières, das sich den Bergen zuwendet, reiht sich Werst an Werst. Der Schein ihrer Feuer leitet uns. Wir stoßen auf die ersten Pontoks. Alles liegt in tiefem Schlaf. Aus dem Viehkraal nur tönt ein Schnaufen. Das steife Lössenfell, das die niedrige Eingangspforte für die Nacht verstellt, liegt zur Seite. Mein Begleiter kramt in den ersten Pontok, schnauzt ein „Morroo...“ in die stickige Atmosphäre hinein, zündet ein Streichholz an und leuchtet die feststehend, Bündeln gleich, unter ihren Fellen gegen die Wände gedrückten Gestalten ab. So geht es von Pontok zu Pontok; dann von Werst zu Werst. Nirgends ist eine Spur der Gesuchten.

Überall aber dringt die Nachricht weiter, denn ich verspreche eine gute Belohnung. Ein Holländisch radebrechender Kasser wird aus dem Schlaf gestöckert. Ein Stück Papier ist vorhanden, doch kein Bleistift. Wir reihen einen Feuerbrand aus der Gluth, begießen ihn mit Wasser. Mit der so improvisirten Kohle schreibe ich auf einem Spaten als Unterlage eine kurze Nachricht. Dem Kasser wird ein Geldstück in die Hand gedrückt und er muß, unter murmelndem Protest, geraden Weges in die düstere Steppe hinein, um zwei Leute, die da draußen am Transportweg einen Brunnen graben, in Kenntniß zu setzen. Drei bis vier Stunden hat der Kerl über Stod und Stein ohne feste Richtung laufen müssen, seinen Auftrag aber ausgeführt. Vor Papier hat der Schwarze einen abergläubigen Respekt. Eine mündliche Nachricht hätte er nicht überbracht, sondern sich hinter unserem Rücken wieder zu seinem Pontok zurückgeschlichen.

Um zwölf Uhr nachts waren wir bei der entferntesten Werst angelangt. Trotz der empfindlichen Nachtkühle beschlossen wir, draußen zu nächtigen. Wenn man sich in den Pontok zu den Eingeborenen legt, schläft man wohl wärmer,

aber unruhiger; der lästigen Gesellen wegen, die die Zuthat bilden. Wir machten uns also ein Feuerchen an, zogen die Sättel herunter, schichteten ein Bischofskraut zur Unterlage auf und warfen uns dicht an der Muth nieder. War man vorn ordentlich durchgeglüht und hinten eben so gründlich durchgefroren, dann machte man „changez“ und schlief wieder einen Abzug. Da ich, so wie ich am Schreibtisch gefessen, mich aufs Pferd geschwungen hatte, mußte der Mondschein zum Zudecken genügen. Und nicht einmal meine Pfeife hatte ich in der Eile zu mir stecken können. Ein afrikanisches Lager ohne Pfeife . . . Undenkbar!

Unsere Pferde banden wir an einen Baum und warfen ihnen Gras vor. Sonst läßt man sie weiden. Das Konzert der strengen Nyänen, mit denen bei Nacht nicht zu spaßen ist, hielt uns aber davon ab. Unter Umständen hätten wir zu Fuß laufen können. Als der Morgen graute, warfen wir die Sättel auf, schüttelten den Frost von uns, hielten die Beine an das Feuer, nisteten einmal zum Frühstück und machten uns hinter einem schwarzen Führer auf den Weg. Eine große Herde schwarzer Paviane, die mit „affenartiger Behendigkeit“ an den glatten Felsabhängen herumkletterten, gerieth durch unsere Morgenvisite einigermaßen aus dem Konzept. Ein alter Pavianpapa wurde zuerst wieder Herr der Situation. Er theilte rechts und links Ohrfeigen an seine junge Schaar aus. Dann schaute er mißtrauisch von sicherein Felsenhort uns nach, wie wir über das Geröll hinweg uns nach der Steppe durchtappten. In großem Bogen quertfeldein reitend, erreichten wir den Weg und waren um neun Uhr früh wieder auf der Station . . . Es ist erstaunlich, wie schnell, trotz der Ausdehnung des Landes und seinen schlechten Verbindungen, doch Nachrichten umlaufen. Als ich etwas übernächtigt in die Station einritt, lagen mitten auf dem Hof drei Opfer ihres Freiheitsdranges in verschränkten Stellungen starr und steif neben einander. Die beiden noch fehlenden Hülftlinge saßen bereits am Abend wieder hinter Schloß und Riegel. Der schwarze Häfcher aber strich grinsend seinen Vohn ein.

Nach vier Wochen war das neue Gefängniß bewilligt.

Fritz Treffer.



Selbstanzeigen.

Eine Seemannslaufbahn. Von Albert Fürsten von Monaco. Deutsch von Alfred H. Fried. Berlin, Voll & Pissardt.

Ein dicker, schön ausgestatteter Band von 365 Seiten. Den Deckelziert ein Wappen, auf dem zwei Tempelkrieger in mittelalterlicher Tracht ihre Schwerter über einer Fürstenkrone schwingen; unter der Krone steht die Aufschrift: *Deo Juvante*. Das Wappen ist das der Grimaldis, eines der ältesten souverainen Fürstengeschlechter Europas, deren Abkömmling, Fürst Albert I. von Monaco, das Buch geschrieben hat. Verspricht der Titel die Schilderung nautischer Verhältnisse, weiter Fahrten auf fernem Meeren, so verheißt das Inhaltsverzeichnis

Beschreibungen von Jagden, wissenschaftlichen Unternehmungen, arktischen Expeditionen. Den Tiefseeforscher, den Ethnologen und den Freund hunder Abenteuer wird das Buch befriedigen. Sein Hauptwerth scheint mir aber in der Weltanschauung des Verfassers zu liegen. Diese ethische Grundlage fesselt unseren Blick nicht nur deshalb, weil der Verfasser das Völkchen beherrscht, das den Treffpunkt der nicht gerade besonders ethisch veranlagten Kreise der modernen Gesellschaft bildet, sondern, weil Kaiser Wilhelm die Widmung der deutschen Uebersetzung angenommen und sich so zum Protektor der darin ausgeprägten Ideen und der an manchen modernen Institutionen geübten Kritik gemacht hat. Der deutsche Botschafter in Paris, ein Freund des kaiserlichen Verfassers, hat im vorigen Jahr angefragt, ob der Kaiser die Widmung des damals erst in französischer Sprache vorliegenden Buches annehmen werde, und konnte Ostern, als er auf des Fürsten Schloß am Jelsen zu Monaco als Gast weilte, die besagende Antwort melden.

Die Widmung feiert den Kaiser zunächst nicht, wie man es bei einem Seemannsbuch annehmen müßte, als den Beschützer der Schifffahrt, den Erbauer und Mehrer der deutschen Kriegsmarine, sondern als den „Souverain, der Arbeit und Wissenschaft beschützt und so die Verwirklichung des edelsten Wunsches des Menschheitsgewissens vorbereitet: den Wunsch nach Vereinigung aller Kulturkräfte zur Herbeiführung der Herrschaft eines unverletzlichen Friedens.“ Darunter versteht Fürst Albert, der Schützer und Förderer der internationalen Weltfriedensbewegung, nicht den „bewaffneten“, sondern einen auf Rechtsvereinbarungen begründeten und durch ein wohlverstandenes Erkennen der gemeinsamen Interessen gesicherten und gefestigten Frieden mit dem internationalen Schiedsgericht als krönendem Oberbau. Er verhehlt auch seine Antipathie gegen die Kriegsmarine nicht; „das Bild der Zerstörung und des Todes, das vom Kriegsmaterial nun einmal ungetrennlich ist, vertritt sich durchaus nicht mit meinen wissenschaftlichen Neigungen“, sagt er; „und von der dem ‚Gott der Schlachten‘ zugeschriebenen grausamen Rolle war ich niemals erbaut.“ Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an „unseren großen Alirten“ und an den „Herrgott von Dennewitz“, den Kaiser Wilhelm so oft pries? Der Fürst spricht auch von „den grausamen Vögen kriegerischen Ruhmes, von denen die Menschheitsfamilie sich so oft täuschen ließ“, und tadelt den Erobererfanatismus, der, in seiner Unwissenheit, „die ganze Erde mit Armeen, Kanonen und Flotten bedroht“. Das Alles — nebst Dem, was über die Idee der Gerechtigkeit, über Menschheitsolidarität und moderne, vom Rechtswahn des Stärkeren befreite Fürstenpflicht gesagt wird — muß der Kaiser gebilligt haben, da er die Widmung annahm. Auch über die Art, wie in den Kolonien das Christenthum propagirt und geübt wird, spricht der Fürst harte, nur allzu wahre Worte. Als junger Fähnrich hatte er in der spanischen Marine auf den Antillen Gelegenheit, das Sklavenwesen der Pflanzler und ihr unmenschliches Treiben kennen zu lernen. Anschaulich schildert er die fragwürdige Freiheit, die der armen Reger harte, wenn die spanischen Seeleute sie den Händen der Sklavenhändler entrißen; zuerst wurden sie getauft und dann an Bord gehalten, „wo sie die Lasten der Wildheit ablegen sollten, um die Lasten der Civilisation anzunehmen“, und wo man sie als Heizer an den Kesseln braten ließ, — „sicher nur, um sie von ihrem Fetischismus zu reinigen.“ Alles, was hier über unser Scheinchristenthum, doppelzüngige Moral, Vergiftung und Korruption der

angeblich der ewigen Seligkeit gewonnenen und aus der Barbarei erlösten Heiden gesagt wird, verdient um so ernstere Beachtung, weil Wilhelm der Zweite diesen Gedanken sehr Imprimatur gegeben hat. Alfred D. Fried.

•
Ueber die Liebe. Von Stendhal (Henry Beyle). Deutsch von Arthur Schurig. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig 1903.

Das Buch bringt Selbstbekenntnisse eines „melancholischen Epikuräers“, wie Paul Bourget in einem seiner vorzüglichsten psychologischen Essays sagt. Wir in Deutschland kennen den französischen Dichterphilosophen Stendhal noch wenig, obgleich sich Burckhardt, Nietzsche und Dreyse für ihn begeistert haben und obgleich schon Goethe in einer Zeit, wo Stendhal kaum in Frankreich Verehrter hatte, mit seinen klaren Augen das Genie eines Mannes richtig erkannte, der selbst von sich sagte: „Ich werde erst nach 1880 gelesen werden“. Diese Voraussagung hat sich erfüllt; heute bewundert ihn eine Schar von Enthusiasten jenseits wie diesseits des Rheines, seit Taine ihm zur Auferstehung verholfen hat. Das Buch „Ueber die Liebe“ gilt in Frankreich neben dem Roman „Roth und Schwarz“ als Stendhals bestes Werk. Gerade in unserer Zeit, wo der überarbeitete Berufsmensch nicht mehr die Zeit, den Muth und die Spannkraft besitzt, sich einer Leidenschaft völlig hinzugeben, der Weltmann aber blasirt über die Liebe spottet und sich eines offenen Bekenntnisses schämen würde, selbst wenn er echter Empfindungen noch fähig wäre, — in unserer Zeit ist es um so werthvoller und lehrreicher, zu sehen, wie ganz anders einst ein freier, vornehmer und reichbegabter Mann über dieses Thema gedacht hat, der im Gefolge des großen Napoleon als Offizier und Diplomat, als Kunstfreund und Lebemann das Glück hatte, die schönen Frauen in allen Winkeln Europas bald als Don Juan, bald als Werther studiren, anbeten und lieben zu können.

Arthur Schurig.

•
Lieder aus dem Kinnstein. Mit Umschlag von Hans Baluschek. Verlag Karl Henschel & Co., Leipzig und Berlin 1903. Eine Mark.

Was heute gewöhnlich „Gassen- und Dirnenlieder, Bagenten und Straßendichtung“ genannt wird, ist weit entfernt von Echtheit, Tiefe, Kraft und wirklicher Lust, Leidenschaft und Lächerlichkeit. Entweder ist es süßlich, wie so viele Wanderlieder unserer Väter. Oder es ist zur Noth ein Bißchen schlüpfrig, wie die Erzeugnisse heutiger Großstadtjünglinge. Seit Jahren habe ich nun das Echte gesammelt. In den Herbergen, wo ich eine Zeit lang leben mußte, hörte ich Lieder von seltsamem Klang. Wie so viele meiner wandernden Genossen, schrieb ich sie auf. Sie wurden der erste Stamm dieser Sammlung. Später kamen Dirnenlieder, die ich von „solchen“ Mädchen erhielt, und kam Alles hinzu, was irgend mit der echten Landstraßendichtung zusammenhing. Besonders eifrig suchte ich auch von den alten Volksliedern Alles zu retten, was wegen seiner Lebendigkeit und Wahrheit unterdrückt worden war. Dazu kamen feine Sachen aus der Schäferzeit, die herrlichen, ungeschminkten, von Lebenslust strotzenden Gesänge der wandernden Kleriker und vieles Moderne, was noch ganz unbekannt oder doch nur engen Kreisen nicht fremd ist. Der amerikanische Tramp Martin Drescher, ehemaliger preussischer Referendar, und Margarethe Beutler,

die so prächtige Großstadtbilder malt, lieferten mir sehr viel, auch Ungedrucktes. Ferner enthält das Buch Lieder von Conrad, Karl Hendell, Franz Diederich, Peter Hille, Hans Hyan, Frank Wedekind, Leo Greiner, Emanuel von Bodmann, J. H. Mackay, Georg Lah, Elise Vasker-Schüler, Levekov, Erich Mühsam, Robert Keigel, J. J. David, Otto Krille, Ada Christen, Fritz Binde, Joh. Chr. Günther, Georg Büchner, Goethe, Schiller und Heine. Ich denke, diese Sammlung, die Bierbaums „Deutsche Chansons“ ergänzt, wird ein Brevier sein, das jedem lebensfreudigen Menschen einen Genuß bereitet und dazu dem Literaten, dem Philologen und manchem anderen Gelehrten Anregungen bietet, — trotzdem es kein gelehrames Buch ist.

Großlichterfelde.

Hans Ostwald.

Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Ueberwindung der sozialen Noth. Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Preis: 2,50 Mark.

Ueber Bodenreform wird jetzt ziemlich viel in der Tagespresse gesprochen. Die Veranlassung dazu gab die geplante Verschmelzung der Freisinnigen Vereinigung mit der nationalsozialen Partei, die unter ihren führenden Männern viele Bodenreformer zählt. Herr Eugen Richter wird nicht müde, in der Freisinnigen Zeitung festzustellen, daß die Bodenreform etwas durchaus Antiliberales sei, und selbst Blätter der Freisinnigen Vereinigung glauben, ihre Seele durch eine ausdrückliche Verwahrung gegen die Bodenreform salvidiren zu sollen. Und dabei wird man das einigermaßen beschämende Gefühl nicht los, daß alle die „großen“ Blätter, die hier die Mitglieder ihrer Parteio rganisation belehren wollen, selbst gar keine klare Vorstellung von der Bodenreform haben, zumal von der deutschen Bewegung und Lehre. Da trifft es sich vielleicht — wer weiß allerdings, ob Manchem wirklich willkommen — gut, daß von meiner Schrift nach Jahresfrist eine zweite, wesentlich erweiterte Auflage erscheint. Ich bin nun seit mehr als zehn Jahren Leiter des offiziellen Organes der Deutschen Bodenreformer und seit sechs Jahren erster Vorsitzender der Bundesorganisation. Da mein Buch das einzige ist, das im Zusammenhang unsere Lehre darstellt, wie sie sich auf deutschem Boden entwickelt hat, habe ich wohl ein gewisses Recht, die Herren, die heute über uns schelten oder uns verteidigen wollen, einzuladen, zuerst einmal dieses Buch kennen zu lernen. Für junge Nationalökonomien hat der Hinweis gewiß Interesse, daß der als Besitzer der ersten Uhrensammlung der Welt bekannte Herr Marfels einen Preis von dreitausend Mark Dem ausgesetzt hat, der einen grundlegenden Irrthum in diesem Buch nachweist. (Die näheren Bedingungen dieses Preisausschreibens sind durch das Bureau des Herrn Marfels, Berlin, Zimmerstraße 8, kostenfrei zu beziehen.) Die Haupteintheilung des Buches ist auch in der Neuauflage die gleiche geblieben: 1. Weber Kapitalismus noch Kommunismus! 2. Die Bodenreform in den Städten. 3. Die Bodenreform und das Agrarproblem. 4. Die Bodenreform und Israel. 5. Die Bodenreform in Griechenland. 6. Die Bodenreformkämpfe in Rom und ihre Lehren. 7. Henry George. 8. Die Hohenzollern und die Bodenreform.

Karl Damschke.



Regenzeit.

Als es begann, war man guten Muthes, denn die Zulkiswäule hatte sich angekündigt und auch dies grüne Kesseltal durchglüht und versengen gewollt.

Den ersten Tag fühlte man sich erquickt; man sah, wie das Gras sich inniger und leuchtender begrünzte, wie die Rosen, die hier eben erwachten, frohlicher und duftender ausbrachen. Abends vermischte man wohl das leuchtende Spiel der Glühwürmchen, die eben ihren schönen und anmuthigen Glämmchenreigen zu führen angehoben hatten. Dessen mochte man entrathen, denn man schlief desto besser, gewiegt von der immer gleichen Musik der Regentropfen, die eintönig niederfielen. Bald schärfte sich aber das Ohr. Und man lernte die Laute immer deutlicher unterscheiden, aus denen sich diese trostlose Musik zusammensetzt. Erst glitten die Tropfen übers Dach und die Mauer, wie mit begehenden und leisen Kappenpföfchen; dann trappelten sie darauf, wie mit ungebuldigen Kinderfüßchen.

Aus dem Fallen ward ein immer lauterer Sturz. Aus dem Rieseln ward ein Glucksen. Das schwoß zu einem begierigen, heiseren Schmaggen. Setzte es einmal aus, dann war es nur, als müsse der Regen selber Athem holen von der immer gleichen Anstrengung, mit der er auf diese Welt niederfiel, die noch vor Kurzem ihr schönstes und farbigstes Sommergewand an sich getragen; und man erschrak beinahe ob der plötzlichen und beklemmenden Stille.

Gleich Wespenstern in ihren grauen Umhüllen schlichen die Menschen durch das Thal. Man wagte kein lautes Wort neben dem monotonen Raunen, Wehzen und Stöhnen; das durch das All ging. Und die grauen Rebel hoben sich; sie krochen ängstlich an den Vergleichnen empor, verbanden sich mit den Wolken, die grau, mühsällig, schwerfällig, wie schwanger von immer neuem, unerlöschlichen Unheil, niederhingen, irrten in Felsen an den Hängen entlang und stiegen beklemmend nieder zu den Menschen.

Rosenblätter auf allen Wegen, an den Umfriedungen der Gärten. Es giebt nicht leicht Etwas, das so entmuthigt, so sehr an manches Menschenheißal mahnt wie ein Rosenblatt vom wilden Wasser verschwemmt und gar ziellos in den Roth getreten.

Man spähte nach dem Barometer. Er stand hoch, eigensinnig hoch; nicht anders, als wolle er dies allgemeine Elend verhöhnen. So stieg er lustig zu Höhen, während man sich immer mehr auf die gebahntesten und sichersten Wege beschränkt und um jede Sommerluft, mit der man nach den Mühsalen des Winters rechnen geburft, betrogen sah.

Es fiel Neuschnee. Der gilt so recht für ein günstiges Zeichen und trotz diesmal dennoch, obwohl er viel tiefer hernieder kam, als der Jahreszeit gemäß war: bis weit unter die Baumgrenze. Jegliches Zeichen wurde beachtet; und jedes trug. Man kam sich nicht klüger vor als alte Weiber, die im Kaffeesatz ihre Offenbarung suchen; und es war eine hilflose Bornigkeit in den Gemüthern.

Versuchte man einen Spaziergang, und wars nur, um der feuchten Kälte zu entrinnen, die Einem das Innerste durchtränkte, dann verlegte der Anblick träger Lämpel, die immer wuchsen und so häßlich glucksten. Ueberall machten

sie sich breit: sie schwellen mächtiglich; aus den Kellern, die längst überschwemmt waren, hoben sie sich ans Licht, darin zu sehen sie Niemand verlangte.

Ein grünes Wasser geht durch das Thal. Es hat oftmals uns schweres Unheil gebracht, trotz aller Mühe und allen Opfern, die Menschen daran setzten, es zu meistern. Das schwoh nun von Stunde zu Stunde; es überfluthete die Wehr, mit der man es dienstbar und gefügig machen gewollt. In einem Satz, in vollen, graugrünen Wischten mit schmutzigem Weiß bekrönt, versprühend sprang es darüber und brüllte immer gewaltthätiger, immer fordernder und jorniger.

Und die Wetterbäche, die ein Regentag zu erzürnen und zur Vernichtung anzustacheln vermag, stürzten mit dumpfem Losen nieder. Es ging wie ein ewiges Grollen durch die Welt, auf die ein erbarmungsloser, bleifarbigter und unsäglich niedrig gespannter Himmel drückte. Ein Leichenruf war ausgespreitet. Man verbrachte die Nacht, die Keinem rechte Erquickung mehr spendete. Denn mitten im Schlummer erwachte man und horchte. Immer das gleiche schläfernde Trommeln gegen die Fenster Scheiben; jener Frost, der Einem die Seele befrachtet.

Alles Maß der Zeit verlor man. Eine Stunde gleich so ganz der anderen. Man ward müde vom ewigen Starren in den grauen Schleier, der, einmal dichter, einmal dünner gesponnen, niederhing. Manchmal meinte man, es erhöhe sich endlich, endlich der Wind, der dies Gewölk zerreißen und dem Lichte, das man immer schmerzlicher entbehrte, einen Zugang in die Welt bahnen könnte. Ein Baum erbebte in schmerzlichem Schauern, aber es ging keinerlei Wehen: er schrak nur zusammen unter der Wucht der Regenmassen, die sein Laubwerk beschwerten und völlig durchfeuchteten.

Man wird theilnahmlos. Das Einzige, was Einen beschäftigt, ist die Frage: wie lange diese Entnichtigkeit der Tage noch währen wird. Mit geheimem Gruseln hört man die Berichte vergangener Hochwässer: wie hoch die Fluth da und dort gestanden sei und welchen Schaden sie gestiftet habe. Und man verspürt jenes lüsterne Aribbeln dabei in sich, das eine nahende Gefahr zu wecken pflegt. Kein Gedanke spannt sich zu weiterem Flug; gleich den Sperlingen mit dem klebenden Gefieder hüpfen sie über dem dampfenden Boden, klettern ängstlich und voll Klage und thun manchmal einen hastigen Aufblick nach dem bleiernen Himmel, ob er noch nicht heller werde.

Eine Legende fällt mir ein. Ich weiß nicht: hatte man sie mir in meiner märchenreichen ersten Jugend erzählt, die gewiegt war vom Sagen und Gebräuchen, oder flog sie mir sonst zu?

Es heißt danach, daß keine Thräne verloren gehe, die hier auf Erden geweint wird. Eine ganze Anzahl Engel, die diesen Dienst nicht lange aushalten, so sehr anstrengend ist er, ist damit beschäftigt, sie zu verzeichnen und einzutragen in ein großes, großes Buch.

Ihre Zahl aber steht in einem gewissen, geheimnißvollen Verhältniß zur Zahl der Regentropfen, die in einem Jahre niedergesendet werden zur Erde. Und man erkennt ganz gut aus der Art der Regengüsse, welcher Beschaffenheit und welchen Ursprunges die Jähren waren, denen sie entsprechen. Zum Beispiel: ein leichter Strichregen, hinter dem schon die Sonne vorlacht und ein Regenbogen gaukelt bunt dahinter. Dies sind jene Kinderthränen, die ohne rechten

Grund fließen und denen ein herzhaftes Lachen und die volle Lust der Jugend folgen. Ober: es giebt Thränen des Dankes und der Freude. Die fließen selten genug, — fast so selten, wie sich die Himmel öffnen, wenn die Fluren und alles Geschöpf nach Erquickung schreien.

Endlich: man weint aus Jorn, aus Groll, aus Bergweislung. Und Dies sind jene enbloßen Regenglässe, die wahllos niederstürzen, die Saaten verderben, die Fluthen zornig und verderblich machen. Und ihrer sind mehr, viel mehr als von den anderen beiden Arten; und sie beklemmen uns mit einer Ahnung jener Sonnenlosigkeit, die nach dem letzten Ende alles Geschaffenen über uns herandämmern wird. Und dennoch meine ich, es stünde hier noch nicht das richtige Verhältniß oder es sei mindestens noch nicht ergründet. Denn anders wäre es mir unklar, daß noch immer nicht die Siniuth hereingebrochen sei mit zornigem Brausen und unwiderstehlicher Gewalt.

Wien.

J. J. David.



Anleihenoth.

Sangsam, aber stetig sinkt wieder einmal der Kurs unserer deutschen Anleihen. Nie, hört man, werden an einem Börsentage Anleihestücke in großen Posten zum Verkauf angeboten, immerhin täglich aber so viele, daß schließlich eine hübsche Summe verkaufter Staatsrente zusammenkommt. Vor diesem unveränderlich gleichen Angebot von Konjols und Reichsanleihen scheinen die Banken Furcht zu haben; jedenfalls thun sie nichts, um das Sinken der Kurse aufzuhalten. Um so eifriger ist die Presse am Werk. Die Hundstage sind vorüber, der heimgekehrte politische Redakteur hat den Lokalreporter, der Monate lang allein herrschte, entthront und das Publikum wünscht, endlich wieder Anderes zu hören als die lieben alten Geschichten von der Seeschlange und dem Riesenwalfisch. Wo aber den Stoff hernehmen? Jedes Adnlein wird dankbar begrüßt; und mit wahrer Wonne stürzen die Männer des Leitartikels und der Handelsrubrik sich auf das bewährte Thema des Rentenrückganges.

Spaß bei Selte. Die Wichtigkeit der Sache ist nicht zu unterschätzen. Seit Riquels Konversionen hat der Besitzer deutscher Renten selten fröhliche Tage gesehen. Ihr Kurs ist mit einer Beharrlichkeit, die auf allen übrigen Gebieten unseres nationalen Lebens vermißt wird, gefallen; die dreiprozentigen stehen jetzt schon auf 90, also unter dem Kurs der letzten Emission. Natürlich sind die Staatsrentiers übler Laune. An diese Thatsache könnte der Politiker interessante Betrachtungen knüpfen; sind die Rentenbesitzer nicht mehr die festesten Stützen der Gesellschaftsordnung? Und siehe: sie schelten laut oder leise; und eine andere Klasse von unbedingt Getreuen, die der Offiziere, beginnt eine öffentliche Erörterung ihrer Lohnfrage. Das sind zwei Symptome, die man nicht übersehen sollte. Der Wirtschaftskritiker hat sich freilich nur um die finanziellen Folgen dieser Unzufriedenheit zu kümmern. Er sieht, daß die Kapitalisten heute

mehr denn je geneigt sind, ihr Geld in andere Kassen zu tragen als in die Preußens und des Reiches. Schon die Herabsetzung des Zinsfußes auf drei Prozent hat die Zahl Derer verringert, die sich in unserem armen Lande noch den Luxus leisten können, ihr Geld in Staatsrente anzulegen. Und wer sich mit drei Prozent begnügt, will dann wenigstens vor Verlusten sicher sein. Man vergißt zu leicht, daß die Psyche des Aktienkäufer's von der des Staatsrentiers sehr verschieden ist. Der Aktionär rechnet, wenn er nicht etwa ein reiner Thor ist, stets mit der Möglichkeit eines Kursfalles. Braucht er in einer Zeit schlechten Kursstandes für eine Weile Geld, so kann er seine Aktien beleihen lassen; die sechs oder sieben Prozent Zinsen sind leicht zu verschmerzen, wenn bei steigender Konjunktur ein sechsfach höherer Kursgewinn winkt. Staatsrente aber kauft man oft gerade in der sicheren Hoffnung, sie unter allen Umständen, auch wenn man plötzlich Geld nöthig hat, mindestens ohne beträchtlichen Verlust verkaufen zu können. Soll man aber bei $3\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen für den Fall plötzlichen Geldbedarfes 10 Prozent Verlust riskiren, dann dankt man für Backobst und wählt ein anderes Anlagepapier; vielleicht nicht gleich auf dem gefährlichen Gebiete der Industrie oder der ausländischen Anleihen: man kann ja Erste Hypotheken oder Hypothekenspfandbriefe erwerben. Jeder Staat hat also ein Interesse an der Stetigkeit seines Rentenkurses; und wie jeder Geschäftsmann, sollten deshalb auch die Finanzminister auf die Wünsche ihrer Kundschaft alle irgend mögliche Rücksicht nehmen. Das mag auch der neue Reichsschatzsekretär bedenken.

Der Rückgang des Rentenkurses ist durch hundert verschiedene Gründe erklärt und hundert verschiedene Heilmittel sind gegen das Uebel empfohlen worden. Jeder Journalist, der auf sich hält, hat ein sicher wirkendes Rezept in der Tasche und begreift nicht, daß der deutsche Erdkreis es nicht begeistert anerkennt. Am Bequemsten haben es die Leute, die von je her den dreiprozentigen Typus verdammt: sie können ihm nun alle Schuld aufbürden. Deutschland, sagen sie, ist für eine so niedrige Verzinsung eben noch nicht reif. Dieser kritiklos verallgemeinernden Ansicht kann ich im vollen Umfang nicht beistimmen. Mir scheint, wie ich hier schon früher sagte, daß man in Preußen und im Reich mit der Konversion zu lange gezögert und den richtigen Zeitpunkt verpaßt hat. Der Verzicht auf höhere Staatszinsen wurde — Das war die Folge des Jauderns — dem deutschen Kapital in einer Zeit zugemuthet, wo der industrielle Aufschwung begann und von allen Seiten große Kursgewinne und Dividenden lockten. Natürlich wurde damals viel Material frei, die früher sehr gut klassirten deutschen Anleihen kamen in den Besitz minder potenter Personen und man konnte voraussetzen, daß diese Verschiebung nicht im Sinn stetiger Kursgestaltung wirken würde. Seitdem aber hat die Industrienoth unsere Kapitalisten beten gelehrt und sie konnten sich an den niedrigen Zinsfuß der Staatsrenten allmählich gewöhnen haben. Man erstrebt heute eine bessere Placirung der Anleihen und ist auf den Einfall gekommen, nach französischem Muster gewisse öffentliche Kassen zur Anlage ihres Geldes in Konsols und Reichsanleihe verpflichten zu wollen. Der Gedanke besticht den ersten Blick. Nur wird dabei vergessen, daß wir etwas solchem Anlagezwang Ähnliches ja schon haben, da unsere Anleihen als die sichersten der mündelsicheren Papiere gelten. Man könnte die Zahl dieser Papiere verringern; was aber wäre die Folge? Der Kurs der gedächeten, inner-

lich aber nicht schlechter gewordenen Werthe würde sinken und eine Menge solcher Anleihebesitzer, die nicht verpflichtet sind, gesetzlich für mündelsicher erklärte Papiere zu kaufen, würde verleitet, ihre Rente gegen reichlicher zinsende Werthe auszutauschen. Doch man will nun einmal durchaus, daß zur Aufrechterhaltung des RentenkurSES Etwas geschehe. Die Seehandlung oder das Preußenkonsortium sollen die auf den Markt gebrachten Anleihestücke aufkaufen. Das verlangt man und bedenkt gar nicht, daß eine Aktiengesellschaft gegen das Interesse ihrer Aktionäre handelt, wenn sie Riesenposten eines Papiers erwirbt, das, wie die Erfahrung lehrt, ein recht beträchtliches Risiko läßt. Das verlangt man und fragt nicht, ob es vernünftig wäre, das Geld, das der preussische Staat sich auf dem Anleihemarkt verschafft hat, um es flüssig zu haben, nun wieder festzulegen. Vor allen Dingen aber: das ganze Manöver würde nicht ans Ziel führen. Immer wird an die Hypothekenbanken erinnert, die den Kurs ihrer Pfandbriefe selbst reguliren. Das ist richtig: nur darf man nicht übersehen, daß erstens die Verlosungen die Stückzahl der einzelnen Pfandbriefkategorie beständig verringern und daß zweitens die Hypothekenbanken in ihren Bonifikationen ein Mittel haben, die Pfandbriefkäufer auf viel längere Zeit festzulegen, als es ein Anleihekonsortium vermag.

Die empfohlenen Heilmittel setzen sämmtlich voraus, der Rückgang des RentenkurSES sei durch Zufallserscheinungen und vorübergehende Umstände bewirkt. Die wahre Ursache aber sehe ich an einem anderen Punkt. Richtig ist, daß Miquels verspätete Konversion große Summen, die früher in Staatsrente angelegt waren, in Bewegung gebracht hat. Dieser Fehler wäre aber längst nicht mehr fühlbar, wenn man nicht ein so hastiges Tempo für die Aufnahme von Anleihen gewählt hätte. Wir pumpen mit Hochdruck. Pumpus von Perusia und Therese Humbert sind, im Vergleich mit unseren Finanzgenies, harmlose Stämper. Volldampf voraus, gehts in die vierte Schuldenmilliarde. Seit dem Etatsjahr 1889 hat sich die Zinslast der Reichsschuld von 34 $\frac{1}{2}$ auf 99 Millionen erhöht. Ich will von den Ansprüchen, die damit an die Steuerkraft des Landes gestellt werden, absehen und nur erwähnen, daß dieser Mehrung der Reichsschuld die Sparkraft des Volkes sich nicht anzupassen vermochte. Das wurde lange nicht bemerkt, weil das Ausland unsere Anleihen kaufte. Jetzt kommt die Rente in ihre Heimath zurück und man beginnt, nach und nach zu erkennen, daß die ungeheure Anleihefabrikation unseren Verhältnissen, unserer Finanzkraft nicht entspricht. Und da der weitaus größte Theil des Geldes für Heer und Flotte ausgegeben worden ist, kann das suchende Auge auch kein Aktivum von greifbarem Werth entdecken. Ich halte es nicht für einen Zufall, daß der Rentenkurs gerade jetzt, wo eine neue Militärvorlage droht, die unaufhaltsame Neigung nach unten zeigt. Man fürchtet die neue Anleihe: Das ist der wahre Grund des Kursrückganges. Wer ihn hemmen will, muß dafür sorgen, daß Herr von Rheinbaben und Herr von Stengel, Thielmanns Nachfolger, gegen neue Ausgaben und neue Anleihen sich eine Weile energisch wehren.

Plutus.



Notizbuch.

Zwei neue Oberpräsidenten und ein neuer Staatssekretär: kein riesiges Revirement, das heißt strebsame Jugend, die auf den unteren Sprossen der Staatsbühnenleiter ungeduldig neuer Klettermöglichkeiten harret; und keins, das solcher Jugendhoffnungsfreuden bereiten kann. Jung ist von den Beförberten nur Einer: Herr von Windheim, der als Oberpräsident nach Kassel geht. Früher Polizeipräsident von Berlin, dann Präsident der Regierung in Frankfurt an der Oder. Das war kein Avancement; und ein Schlitteln der Köpfe empfing die Ernennung. Denn man wußte, daß Herr von Windheim zu den Lieblingen des Kaisers gehört. Des Räthfels Lösung war einfach. Konflikt Bülow-Eulenburg-Hochberg & Pierson. Frictionen im Ministerium des königlichen Hauses. Herr von Welck-Biesdorf sollte über Bord und seine Nachfolge war Herrn von Windheim versprochen. Doch der Hauswelck wurde noch einmal gestützt und durfte im roßigen Licht weiterathmen. Natürlich mußte Herr von Windheim entschädigt werden. Daß er vom Alexanderplatz scheiden werde, war schon bekannt, Besseres im Augenblick nicht frei: vorläufig also Frankfurt. Kurze Uebergangszeit, hieß es zum Trost. Jetzt Kassel; trotzdem die Ernennung des dortigen Regierungspräsidenten, des Herrn von Trott zu Solz, fast schon sicher war. Herr von Windheim hatte eben die festere Zusage. Wahrscheinlich wird er auch in Kassel nicht lange bleiben. Er ist längst ausersehen, eines Tages Herrn von Lucanus abzulösen, und könnte vorher noch im Ministerium des Innern gastiren, wo der Freiherr von Hammerstein schon jetzt nicht mehr haufen würde, wenn die geschicktausgenützte Verfechter ihn nicht noch ein Weilchen hielte. „Zwingen lasse ich mich nicht.“ „Noch herrschen in Preußen nicht die Zeitungsschreiber.“ In Berlin hat Herr von Windheim seine Sache gut gemacht; er soll auch ein tüchtiger Landrath gewesen sein. Dauernd nützliche Leistung ist aber von Verwaltungsbeamten nur zu erwarten, wenn man sie lange auf ihrem Posten läßt und sie sich in die Bedürfnisse des Kreises, der Provinz einleben können. Das ist nicht mehr Mode. Heute hier, morgen dort. Beispiel: Graf Robert von Zedlitz und Trübschler. 1881 Präsident in Oppeln, 1886 Oberpräsident von Posen, 1891 Kultusminister, 1898 Oberpräsident von Hessen-Rassau, 1903 Oberpräsident von Schlesien. In sechzehn Jahren vier völlig verschiedene Aufgaben. Selbst für einen so gewissenhaften und menschenverständigen Mann zu viel. Graf Zedlitz ist kein Bureaukrat, wird aber, wie in Posen, Berlin, Kassel, auch in Breslau zunächst auf die Geheimrathsroutine angewiesen sein. Warum ließ man ihn nicht in Posen? Da hätte er nützlich gewirkt. Jetzt ist er für die Pflichten einer neuen, schwierigen Verwaltung zu alt. 1837 geboren. Nur Männer von ganz ungemeiner Vitalität lernen im siebenundsechzigsten Lebensjahr noch neue Verhältnisse meistern. Sind wir an braven Durchschnittsmandarinen so arm, daß Greise an die wichtigsten Stellen befördert werden müssen? So scheint's; denn auch der Freiherr von Stengel, der zum Staatssekretär des Reichsschatzamtes ernannt worden ist, gehört zum Jahrgang 1837. Ein Versuch mit untauglichem Mittel. Daß der neun Jahre jüngere Freiherr von Thielmann müde sei, wußte man. Um ihn ist es schade. Ein sehr begabter, gründlich gebildeter Mann, den Kurt von Schloetzer schon in Washington schätzte und von dem Lothar Bucher zu Bismarck sagte: „Das wird mal ein Finanzminister.“ Ein kultivirter Mensch, der die Welt kennt und nur allzu bequem geworden ist; ganz andres Kaliber als die preussische Dupendorgellenz. Erstens aber ist er kein Redner: und Graf

Pofadowsky — auf die Herren Bülow und Richthofen ist ernstlich nicht zu rechnen — kann die Handelsverträge nicht allein durch den Reichstag schleppen. Zweitens hat er Caprivi's Ruffenvertrag im Parlament vertreten und ist zu stolz, um jetzt seine eigenen Argumente zu bekämpfen. Drittens will er eine durchgreifende Reichsfinanzreform, will, wie jeder Verständige, eine höhere Besteuerung von Bier und Tabak: und das Streben nach solchem Ziel wäre einstweilen aussichtslos. Vor allen Dingen: degoutirt und der ewigen Wirrungen satt. Seinem Nachfolger ist nur eine gute Eigenschaft nachzusagen: er ist ein Bayer, wird also vielleicht die süddeutschen Finanzinteressen kräftiger wahren. Wäre er das ragende Talent, als das er vom Gesinde jetzt angeschwärmt wird, dann hätten die Bayern, bei ihrem Mangel an brauchbaren Männern, ihn nicht zwanzig Jahre lang als Stellvertreter im Bundesrath hinhimmeln lassen. Ueber Speyer, Würzburg, Augsburg, München, Berlin amtlich nie hinausgelangt. Und, wie gesagt, viel zu alt, um sich in schwierige Materien noch hineinarbeiten zu können. Das nennt sich bei uns *Resirement*. . . Der Kaiser hat an den Prinz-Regenten von Bayern telegraphirt: „Deine Beamtenschaft möge von Stolz erfüllt sein, zu so hohem, verantwortungsvollem Amt einen Beamten der Ehren haben stellen zu können.“ Darob Stauen in Bayern. Stolz, weil ein Bayer Staatssekretär wird, also erreicht, was in Preußen ein Schelling und Richthofen erreichen kann? Der Kaiser scheint zu glauben, die Stellung des Reichsschatzsekretärs sei höher als die des Finanzministers in einem Bundesstaat. Das wäre ein Irrthum, den Bismarck noch in seinen letzten Tagen energisch bekämpft hat. Staatssekretäre sind nach der Verfassung dem Kanzler untergeben, sind im Grunde seine ersten Vortragenden Räthe. Die Minister der Bundesstaaten aber sind Kollegen des Kanzlers als preussischen Ministerpräsidenten. Was die Minister oder deren Vertreter im Bundesrath beschließen, haben die Staatssekretäre auszuführen und im Reichstag zu verteidigen. Herr von Riedel ist auch jetzt noch mehr als Herr von Stengel. Darum fand Bismarck es unschicklich, daß die Konferenz der deutschen Finanzminister unter dem Vorsitz des Reichsschatzsekretärs tagte, der ihr Organ, nicht ihnen vorgelegt ist. Und darum darf man den Freiherrn von Thielmann loben, trotzdem er den aller Wirthschafterkenntniß unzugänglichen Kanzler nicht zu einer vernünftigen Reichsfinanzpolitik zu stimmen vermocht hat.

Pißelswerder ist eine zweihundertundfünfzig Morgen große, bergige und bewaldete Havelinsel, auf der einst Floßwärter wohnten. Jetzt findet der Wanderer dort vier Schankwirthschaften und eine Villa. Berliner Kultur. Neulich wurde nun im „Vorwärts“ ein Pföflingsplan ausgeplaudert, der darauf ziele, Pißelswerder in kaiserlichen Privatbesitz zu bringen. Dann solle ein großes Schloß gebaut, die Insel streng abgesperrt und zu einem eigenen Reichstagswahlbezirk umgewandelt werden. So werde der Kaiser vor Aufruhr und Straßenputzchen sicher sein, auf der öbberiger Heerstraße schnell Truppen heranziehen können und sich den Schmerz ersparen, den Wahlbezirk seines Wohnortes von einem Sozialdemokraten vertreten zu sehen. Der Plan gehe von dem Hofmarschall Herrn von Trotha aus und der Burgenbaumeister Bodo Ebhardt habe schon ein Projekt ausgearbeitet. Das las man ohne allzu große Verwunderung. Vielleicht ist's wahr, vielleicht nicht. Daß der Kaiser mit der nahen Möglichkeit eines Bürgerkrieges rechnet, wissen wir leider; viele Reden deuten solche Möglichkeit an. Vor zwei Jahren, als er die neue Kaserne des Gardegrenadierregimentes Kaiser Alexander einweihte, sagte Wilhelm der Zweite, er brauche in seiner Nähe eine „feste Burg“ und eine

persönliche Leibwache, die „Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen“; denn „wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 48, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bajonnette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben“. Seitdem ist die Macht der Sozialdemokratie, die der Kaiser eine „hochverräterische Schaar“, eine „Rotte vaterlandloser Gesellen“, eine feige Mördertruppe genannt hat, noch beträchtlich gewachsen. Warum sollte der Bericht des „Vorwärts“ also nicht wahr sein? Jrgend ein Höfling mochte den Plan ersonnen und der Kaiser gesagt haben: „Legen Sie mir ein Projekt vor.“ Das wäre sein unbestreitbares Recht; und wir hätten, wenn, wie angenommen werden muß, die gesetzlichen Vorschriften beachtet würden, nichts dazuzureden, hätten höchstens wieder einmal zu bedauern, daß dem Monarchen Wesen und Streben der an Stimmzahl stärksten Partei so unwahrhaftig dargestellt werden. Da kam das norddeutsche allgemeine Dementi: die Geschichte sei „eine lächerliche Hundstagsphantasie“; die Herren von Trotha und Ebhardt wußten nichts von dem ihnen zugeschriebenen Plan. Der Reakteur des „Vorwärts“ hielt seine Behauptung aufrecht und erklärte, Herr von Trotha müsse entweder von seinem Gedächtniß im Stich gelassen sein oder die Wahrheit verschwiegen haben. Zwei Hausdurchsuchungen in der Redaktion, Expedition, Druckerei des sozialdemokratischen Centralorgans. Polizei und Gericht glauben also noch immer, daß sie bei solcher Streife im Haus kluger Männer Etwas finden können. Das Blatt wurde beschlagnahmt, der Verantwortliche Redakteur, Herr Veid, verhaftet. Polizei und Gericht glauben also noch immer, daß der Proletarier, der sozialdemokratische Blätter zeichnet, eine mehr als formale Verantwortung trägt. Herr Veid soll Groben Unfug verübt und sich der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht haben. Auch die Todfeinde der Sozialdemokratie haben in dem inkriminierten Artikel keine Spur eines dieser beiden Delikte zu finden vermocht. Von einer Majestätsbeleidigung könnte selbst dann nicht die Rede sein, wenn behauptet worden wäre, der Kaiser habe den Plan gebilligt; und für die Verübung Groben Unfuges durch die Presse hat die neueste Judikatur des Reichsgerichtes Normen geschaffen, die in diesem Fall die Verurtheilung unmöglich machen. Sollte der ruhige und gewissenhafte Oberstaatsanwalt Hienbrel den großen Aufwand veranlaßt haben? Kaum glaublich. Er muß mindestens wissen, daß nicht der geringste Grund zur Verhaftung des Herrn Veid zwang, der erstens einer Straftat nicht dringend verdächtig, zweitens nicht in der Lage ist, den Thatbestand zu verdunkeln, und sich drittens eben so wenig wie irgend ein anderer sozialdemokratischer Redakteur den Folgen der That durch die Flucht entzogen hätte. Einerlei. Daß es sich nur um eine „lächerliche Hundstagsphantasie“ gehandelt habe, glaubt Niemand mehr. Und das Verfahren kann, nach Allem, was man vermuthen darf, merkwürdige Ueberraschungen bringen. Adjutanten, Hofbeamte, Bewohner von Bismarckwerder werden nach Roabit marschiren und schwören müssen. Aber findet der Leiter unserer internationalen Politik, daß auf solchen Wegen das Prestige des Deutschen Reiches gestärkt werden kann? Daß es nützlich ist, dem Erdkreis zu zeigen, welche — im schlimmsten Fall — winzige Unklugheit bei uns die Behörden zu alarmiren und ein hochnothpeinliches Verfahren zu bewirken vermag? Der Frage sollte er nachdenken und der Sache ein Ende machen, ehe es zu spät wird. Schon reiben die Sozialdemokraten die Hände. Bleibt ihr neuester Märtyrer in Haft, dann werden sie bald im Bibelstil zu den Regierenden sprechen: Was Ihr Veid thatet, wird Euch Veid thun.